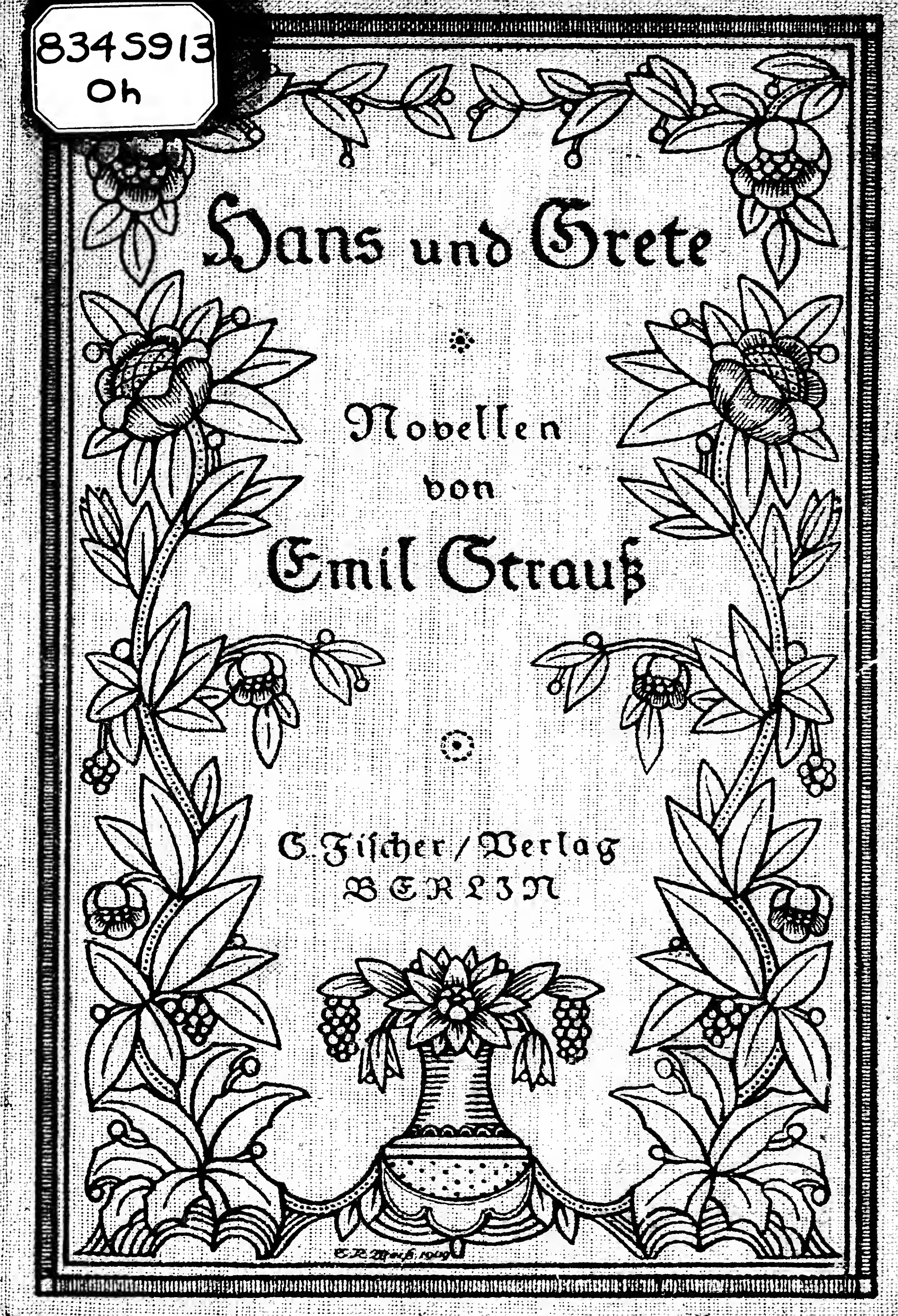
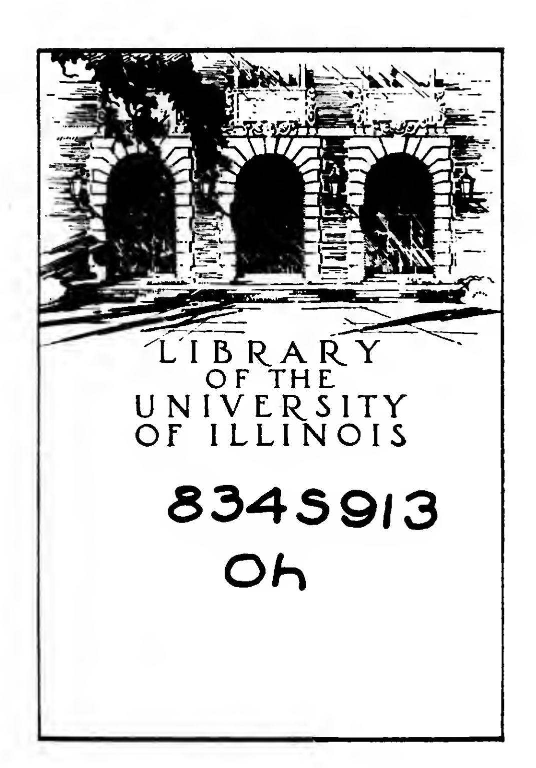

Hans und Grete
Novellen
von
Emil Strauß
S. Fischer / Verlag
BERLIN



Von Emil Strauß ist im gleichen Verlage erschienen:

Menschenwege. Erzählungen.
Don Pedro. Tragödie.
Der Engelwirt. Eine Schwabengeschichte. 3. Aufl.
Freund Hein. Roman. 18. Aufl.
Kreuzungen. Roman. 6. Aufl.
Hochzeit. Drama.

Hans und Grete

Hans und Grete

Novellen

von

Emil Strauß

S. Fischer, Verlag, Berlin

1909

Inhalt:

Der Laufen



Seit man damit umgeht, die Stromschnellen von Laufenburg in Kraftanlagen zu verwandeln und so die wilde, fast fremde Schönheit dieses Stromstadtbildes zu zerstören, seitdem treibt es mich oft plötzlich hin, zu sehen, ob die Felsen dem Wasser noch den Weg wehren, ob der Laufen noch tobt um die unbegreiflich feste Rote Fluh. Meinen ersten freien Jugendsommer hab' ich dort mit einem Freunde durchschwärmt und durcharbeitet, und der grüne kämpfende Rhein, die umschäumten rötlichen Felsen, die enggedrängten alten Häuser darauf sind mir eine Heimat geblieben.

Wieder einmal war ich vom Hotzenwald herniedergestiegen und hielt unterhalb der Stromschnelle auf dem hohen Ufer und sah. Als wären sie vor dem grünen Ungetüm, das in der Enge unten schäumt,

entsetzt zurückgeschreckt, so standen die altersgrauen Häuser aneinandergedrückt auf den sicheren Felsen der Ufer in der Sonne, durch diese seltsame halbgedeckte Brücke verbunden. Oberhalb aber kam es im Bogen von rechts breit und grün und sonnig dahergeströmt zwischen umbuschten Ufern. An der Brücke plötzlich aufgestaut durch den von der anderen Seite herüber-drängenden Felsenriegel, macht es wie eine aufge-scheuchte Schlange noch eine jähe Wendung und drängt sich erregt unter dem bedeckten Drittel der Brücke durch, unheimlich glatt und wölbig wie ein Glasfluß, am Rande schaumtreibend, mit stillen ziehen-den Wirbeln. Gedrängt, gezerrt, aus irgendeiner Tiefe angesogen, schießt es im verengten Bette herab, sich klemmend, über riesige Stufen schwellend und zusammenbrechend auf den breiten Pfeiler der Roten Fluh los, zerprasselt in zwei schaumschleudernde Ströme, die jäh in unbekannte Abgründe stürzen. Vereint kocht es wieder empor als runder weißer Wasserberg, den andere Wasserberge erdrücken, auf-dampfend, mit unendlichem Tosen, um dann ein un-erschöpfliches Spiel einander überschneidender, ver-drängender, überholender Schaumkreise vor sich her zu schleudern, nach rechts und links in die ausge-

waschenen Felsbuchten hinein und stromabwärts, wo sie immer weiter und dünner und zarter fließen und rieseln und sich endlich in einem frischen Wellengetümmel zwischen umbuschten Ufern verlieren.

Ich sah und überließ mich der Gewalt des Bildes.

Dann kamen Erinnerungen längstvergangener Anblicke. Ich sah die Stämme von Flößen, die oberhalb der Strombiegung aufgebunden worden waren, einzeln und im Gedränge unter der Brücke durchschießen, wie Pfeile durch den Schaum fliegen, wie Uhrzeiger sich auf den Wellen drehen, wie Streichhölzer zerknicken oder auch in den pressenden Wogen aufgerichtet und festgeklemmt wie Mastbäume aufrecht durch die Stromschnelle hinabeilen.

Ich sah Gewitterwolken wie eine ungeheure Decke verfinsternd sich über das Tal legen; die Dächer wurden dunkler, die Häuserwände wurden bleicher, das klare Grün des Stromes wurde stumpf und undurchsichtig und flackerte fern in bleiernen Lichtern auf, der Schaum des Laufen quoll grell und kalt aus dem Wellendunkel, die Blitze peitschten in die Stromschnelle, der Donner aber schien kaum leise zu brummen: nur die härtesten Schläge knatterten bezwingend über das Tosen des Wassers hinweg.

Und ich sah, wenn auf den Bergen der Schnee schmolz, den Strom wachsen, sich dehnen, in unheimlich steter Steigerung mächtiger werden und hinaufverlangen auf die zerklüftete Felsmasse, die unter der Brücke sonst wie ein Damm die Strömung aufhält und auf die rechte Seite herüberdrängt: über Nacht ist dieses Trümmerfeld von unzähligen, hastigen, blitzenden Wasseradern durchronnen, die dunklen Fugen und Risse in dem rötlichen Porphyrgestein leuchten von Wasser und Schaum, füllen sich und werden breiter, die Rinnsale werden Bäche, die Felsinseln werden kleiner, und plötzlich hat die Flut den Damm erstürmt, rollt mit breitem Schwall über die Trümmerterrasse nieder und erfüllt das ganze Felsental mit kämpfenden, gelben Wogen, mit siedendem Schaume, mit allesverschlingendem Brausen und Dröhnen; der Pfeiler der Roten Fluh ist unter einem wechselnden Wasserhügel begraben, und dumpfe Stöße erschüttern die häusertragenden Felsen, als wären auch diese nicht mehr sicher.

Während ich so stand, hatte ich wohl einmal nahende Schritte gehört, aber nicht beachtet und wurde nun dadurch überrascht, daß jemand von hinten neben mich trat. Ich vermutete einen bekannten Lachs-

fischer, wollte ihm seinen Scherz zurückgeben, blieb also, ohne etwas merken zu lassen, ruhig stehen und prüfte seinen Schatten, der breit vor mir neben dem meinigen lag. Aber es war keiner von der Riesenfamilie der Laufenburger Fischer; Hut und Rock waren auch von städtischem Schnitte. Etwas befremdet wandte ich mich um und begegnete einem herzlichen Blick aus freundlich zuwartendem, weißbärtigem Gesichte. Ich erstaunte. Es war ein schöner, bejahrter Herr, dessen längliches, ernstgeschnittenes Antlitz von noch vollem weißem Haar und starkem, eckigem Bart umgeben war; als ich ihn zuletzt gesehen hatte — vor fast zwanzig Jahren — war dieser Bart und dieses Haar braun gewesen, das helle Auge aber hatte ernster und schwerer aus dem sonnverbrannten Gesicht herausgeschaut.

„Grüß' Gott, Herr Doktor!" sagte ich; „sind Sie wieder im Land?"

„Grüß' Gott!" erwiderte er, mir die Hand reichend; „und Sie gehen an mir vorbei und kennen mich nicht!"

„Ich habe Sie nicht gesehen; erkannt hätte ich Sie gewiß!"

„Dann war's also, wie wir Botaniker manchmal eine Pflanze dicht vor unserer Nase nicht sehen, weil

uns feststeht, daß sie in der Gegend nicht vorkomme!" Er lächelte und nickte nochmals zum Gruße.

„Und doch," entgegnete ich, „würde ich nachher zu Ihrem Hause hinaufgegangen sein und nach Ihnen gefragt haben, — wie jedesmal, wenn ich hier war in diesen zwei Jahrzehnten."

„Ich weiß es," sprach er nickend und schaute einen Augenblick beiseit in die Ferne, ehe er fortfuhr: „Und ich habe seinerzeit nach der ersten Meldung Ihres Besuches meinen Diener angewiesen, Ihnen und Ihrem Freunde stets das Gastzimmer zu richten und das Haus zur Verfügung zu stellen. Aber die deutschen Diener taugen entweder gar nichts oder sie sind schatzhütende Drachen, und so wollte es dem Tröndle halt nicht in seinen harten Hotzenschädel hinein, daß Sie, in meiner Abwesenheit, an meinem Tische sitzen und etwa gar in meinen Büchern blättern sollten, und er hat Sie halt nicht hineingelassen. Man nennt das treu wie Gold."

„Sie waren in jenem Sommer von so großer Freundlichkeit gegen uns unvergorene Springer, daß uns dieser neue Beweis Ihrer Güte nicht überrascht

haben würde. Aber es gab doch Zeiten, wo wir recht vereinsamt dasaßen, verbogen und zerschlagen, und wo es uns eine gründliche Erquickung gewesen wäre, zu erfahren, daß hinter irgendeinem Weltmeer ein Mann unser gedächte, nicht aus bekümmerter Verwandtschaft oder Gewohnheit, sondern aus dem guten Glauben eines erfahrenen Herzens heraus." Ich drückte ihm die Hand, was er ein wenig befangen hinnahm. „Übrigens haben wir immer wieder von Ihnen gesprochen, und manches ruhige Wort, das Sie damals in unser Phantasieren hineinwarfen, ist uns nach Jahren eingefallen oder aufgegangen. Und unsere Nachfrage droben in Ihrem Hause sollte Ihnen ja beweisen, daß wir unser Teil an Ihnen nicht aufzugeben gedächten."

Er nickte mehrmals mit einem etwas beschämten und hilflosen Lächeln, drum fuhr ich rasch fort:

„Aber — seit wann sind Sie denn wieder hiesig?"

„Schon seit einem Jahr. Und nun halt' ich es hoffentlich auch noch vollends hier aus. Damals — wissen Sie — war die Ruhe verfrüht. Die ersten Jahre mit dem Hausbau, dem Garten hatten mir wohl behagt; dann aber genügten mir die

Obst- und Rosenbäume und das Botanisieren doch nicht. Meine Knochen waren noch zu jung und mein Blut zu unruhig. Kein Wind konnte wehen, ohne daß ich an Seefahrt dachte. Das Meer wiegte mich in meinen Träumen, und all die ungerittenen Pferde und Wege störten meinen Schlaf. Da mußt' ich eben noch einmal hinaus und mich weiter verbrauchen. Zum Zuschauen ist wohl jetzt noch Zeit."

„Zuschauen — wie der Laufen dressiert wird, Blech zu walzen und Gingang zu weben! Können denn auch Sie ihn nicht retten?"

„Sie meinen, — weil er mich einmal gerettet hat —?" erwiderte er und blickte ernster in den rasenden Strom hinab. „Ich halte nichts vom Retten."

„Der Laufen — hat Sie einmal — gerettet?" fragte ich erstaunt.

„Oder verschont oder — wie man will. Hat man's Ihnen nie erzählt?"

„Nie! Ich glaube allerdings, ich habe auch niemals mit einem Hiesigen viel über Sie gesprochen —

„Wir wußten ja noch garnichts von Ihnen, als

Sie damals im Walde droben zu uns traten, auf die Mensurmütze deuteten, die ich schwergefüllt wie einen Sack in der Hand trug, und mich fragten, ob ich Pilze gesucht hätte. Und wir merkten sofort, daß Sie weit her seien, weil Sie nicht hinauslachten wie alle andern, als ich Ihnen die Eier in der Mütze zeigte und erzählte, daß wir sie in einem Hof auf dem Walde zu holen pflegten. Und dann gingen wir ja zusammen weiter, und Sie luden uns schließlich ein. Wir saßen bis in die Nacht hinein bei Ihnen auf der Veranda und produzierten uns auf unserm hohen Seil. Und so unreif Ihnen alles vorgekommen sein muß, Sie waren ein so teilnehmender Zuhörer, daß wir geradezu glücklich heimgingen und zur großen Beunruhigung der Grenzaufseher noch stundenlang auf der Brücke hin- und herzogen und redeten. Es hatte uns wunderbar wohlgetan und imponiert, daß auch einmal ein erfahrener Odysseus uns nicht gleich auslachte und Narren hieß, weil wir nicht viel von dem geheiligten Status quo hielten, nichts vom Karrieremachen und nichts von dem schwungvollen Detailgeschäft in Recht und Ordnung, Religion und Wissenschaft; — daß Sie uns ruhig gelten ließen

und uns gelegentlich mit Psychologie abführten. Danach hatte ich ja keinen Anlaß mehr, irgendeinen Burger über Sie auszuholen, oder vielmehr, ich hatte Grund, nicht über Sie zu reden. So wird es gekommen sein, daß ich von Ihrer Rettung nie gehört habe."

„Dann — müssen Sie es sich einmal — erzählen lassen."

„Ich werde warten, bis Sie es mir selbst erzählen."

Er schüttelte leicht den Kopf und verwandte den ernstgespannten Blick nicht von dem Bilde zu unsern Füßen. Auch meine Augen kehrten zu der Stromschnelle und den beiden Uferstädtchen zurück.

„Hat sich die Gewalt des Elementes", fing ich nach einer Pause an, „wohl noch einmal irgendwo ein so wildes und schönes Sinnbild geschaffen? Der Rheinfall bei Schaffhausen ist ein Naturschauspiel; hier aber ist Urgeschichte, die immer wieder Geschichte von heute sein wird. Vom ersten Male an kommt mir immer wieder, wie die Erinnerung einer Sage, der Eindruck, vorzeiten, ja, vor Jahren noch sei das eine einzige sonnige Stadt gewesen. Drüben von der Burg herab dehnte sie sich in

sanfter Senkung über das ganze Tal herüber und stieg diesseits bis zur Kirche hinauf, und nur der Andelsbach rieselte friedlich zwischen den untersten Häusern hin. Eines Frühlings aber zerrte der Föhn den Schnee so jählings von den Alpen herab, daß dem Rhein die alte Rinne nicht mehr genügte und er mit ungeheuren Massen ins bestellte Land durchbrach. Dort oberhalb der Stadt trieb in weitem Bogen der Wasserschwall heran, gelb und mit unzähligen Tatzen vorwärtshastend. Wie ein Rachen sich auftut, so stieg es manchmal mit einer breiten, hohlen Woge hoch auf, warf sich über die Gärten und Mauern her und drückte sie zu Boden, unterwühlte sie, überrannte sie, riß im Sturmlauf die Stadt auseinander und warf sie rechts und links auf die Uferhöhen zurück. Das Hochwasser verlief, der Rhein blieb da und kämpft und tobt bis heute, als wäre der Widerstand der überfallenen Stadt noch nicht gebrochen. Das Stück gedeckter Brücke aber, das auf diesem Ufer und dem Pfeiler im Strom aufliegt, dieses Dach war das einzige im Tal unten, das von den Fluten nicht gestürzt wurde, und so hängt es noch da über dem Verderben, uralt, hinterhältig-lustig, etwas spöttisch. Und

seit dem Tage sind es zwei Städte, zwei Länder, zwei Völker. Die Leute hüben und drüben sind vom gleichen Stamme, sind verschwistert und verschwägert; aber sie denken verschieden, sie schwören auf anderes, sie sterben für anderes: die drüben schimpfen uns ‚deutsche Fürstenknechte', und wir schimpfen sie ‚freie Schweizer'."

„Sie haben —" sagte der alte Herr nachdenklich, „— die Menschen haben Sie vergessen — bei Ihrer Sündflut."

„Ja. Aber wenn ich sie auch nicht vergessen hätte, würde ich nicht viel mehr über sie zu sagen gehabt haben. Dieses Wasser hier verfährt so blitzschnell mit ihnen, daß sie nicht einmal Zeit zu einem Hilfeschrei haben, — den man übrigens in dem Getöse auch nicht hören würde.

„Ich hab' es einmal erlebt. 'Ich wohnte ja da drüben gerade über dem Laufen in dem vorspringenden Eckhaus in einem Eckzimmer. Wenn ich aus dem Seitenfenster steil hinabschaute, so sah ich in die Felsbucht, die man „Tote Waag" nennt und in der sich beim Flößen immer einzelne vom Talweg abirrende Stämme verfingen. Eines Morgens bei der Arbeit hörte oder fühlte ich wieder

einmal öfter den Anprall der herübergeschleuderten Bäume an den Felsen unter dem Hause, legte mich schließlich ins Fenster und sah rauchend zu, wie ein Floßknecht in hohen Stiefeln auf den Felsen und Hölzern hin- und herturnte und mit seiner Stange oder auch mit dem Fuße die einzelnen Stämme in den Strom hinausstieß. Und es gefiel mir sehr, wie er im Strohhut, hemdsärmelig und in wasserglänzenden Stiefeln sich waghalsig an den braunen Wänden der schattigen Bucht bewegte. Nun stand er auf zwei nebeneinander liegenden Stämmen und reckte sich, um einem ferneren Balken den Abstoß zu geben, glitt aus, bekam das Übergewicht, war verschwunden. Es geschah schneller, als ich es fassen konnte, ich sog noch an meiner Zigarre und suchte mit den Augen umher, wo der Flößer geblieben sei, und erst als ich ihn nicht fand und er nicht mehr auftauchen wollte, überfiel mich der Schrecken. Ich eilte hinunter und rief Leute herbei. Die zuckten aber nur mit den Achseln und sagten: ‚Dem tut kein Zahn mehr weh!‘ standen ein Weilchen und guckten mit in das Wasser, dann gingen sie zurück an ihre Arbeit. Und der Strom gab ihn nicht wieder heraus.“

„Ja — den einen will er,“ sagte der alte Herr mit halber Stimme und setzte mit Nachdruck hinzu: „den andern will er nicht!“ Er drehte sich rasch um, blieb noch einen Moment mit nachdenklich gesenktem Kopfe stehen, sagte dann: „Kommen Sie!“ und ging mir voran. Wir schlängelten uns ein Pfädchen hinab zum Strom. Auf einem warmbesonnten Felsen, an dem das Wasser vorbeischäumte, setzte mein Führer sich und sprach: „Hier sind wir ungestört.“

Und wirklich, das Brausen in der Luft war so groß, daß ich ihn nur eben noch verstehen konnte. Manchmal wehte ein Schleier zarten Wasserstaubes erfrischend über uns her.

„Ich will Ihnen erzählen, wieso der Laufen mich rettete oder verschonte oder nicht haben wollte. Niemand weiß es außer mir. Unser Gespräch hat mich wieder einmal so tief in die Erinnerung hineingedrängt, daß ich mich ohnehin nur langsam und den Verlauf wieder genau durchlebend aus ihr herausarbeiten kann: so will ich es einmal mit lauten Worten tun. Es ist eine einfache, harte Geschichte, und es mag gesund sein, sie anzuhören.

Ich bin auf der Schweizer Seite drüben, also in

der ‚Großstadt' geboren, hinten, wo die Gärten ins Freie stießen, und habe hier meine Kindheit verbracht, so gesund, frei, heiter und reich, wie es eigentlich nur in kleinen Städten möglich ist, wo die Familien seit hundert Jahren in denselben Häusern sitzen, in denselben Gärten ihr Obst und Gemüse ziehen, in denselben natürlichen Bedingungen die Lust und Gefahr des Lebens lernen und, da alle einander kennen, alles mit persönlichem Anteil erleben. Dann war ich in Aarau auf der Schule, und nun wollte ich Medizin studieren. Teils um mich über mein Vorhaben genauer zu unterrichten, teils auch nur, um meinen stolzeren Verkehrsansprüchen Genüge zu tun, machte ich eines Tages in Klein Laufenburg einem Medizinstudenten, der vor dem letzten Examen stand, meinen Besuch. Ich kannte ihn natürlich, wie sich alle kannten; da er aber vier Jahre älter als ich war und von zurückhaltendem Wesen, so hatte ich mich bisher nicht näher an ihn gewagt. Er wohnte in seinem Elternhause etwas oberhalb der Brücke, in einem Zimmer auf den Rhein hinaus, zwei Treppen hoch.

Vor der Türe hörte ich, wie er innen auf- und abschreitend englische Verse las, jedenfalls Byron,

der damals immer auf seinem Tische lag. Ich wartete eine Pause ab, ehe ich klopfte und eintrat. In dunklen Hosen und knapper Militärdrillichjacke stand er mitten im Zimmer, drehte den Oberkörper und sah verwundert nach der Türe her. Die einfache Kleidung, die energisch bewegte Haltung seines wohlgebauten Körpers, die niedrige, behagliche Stube, deren Decke er mit seinem dichten braunen Haar fast streifte, all das ließ ihn mir noch größer und vornehmer erscheinen als sonst, ich wurde befangen und fand nicht gleich das Wort. Er legte das Buch weg, begrüßte mich mit einer freundschaftlichen Höflichkeit, — ich saß auf dem Sofa und hatte Zigarettenpapier und -tabak vor mir, ehe ich nur ein paar Worte hatte sagen können. Je liebenswürdiger nun der Empfang war, um so wichtiger erschien es mir, meinen Besuch zu rechtfertigen, ich erhob mich plötzlich wieder und sagte her, was mich zu ihm führte. Ich stand jedenfalls sehr schulbubenhaft und komisch vor ihm, er schaute mich aber mit gänzlich unberührtem Ernst an, hörte aufmerksam zu und antwortete. Er lachte überhaupt selten und über das obenhin Lächerliche wohl nie. Er gab mir nur den Rat, meine ersten Semester

nicht, wie üblich, zu verbummeln, sondern sofort richtig zu arbeiten, wenn nicht in den medizinischen Fächern, dann irgendeine Liebhaberei, Geschichte, Geologie — was es sei. Nur gleich die freigewordene Hand auf die Welt legen, nur gleich die Eroberung beginnen! Hätte mir ein anderer das gesagt, so würde ich ihn ausgelacht und erwidert haben: ‚Im Gegenteil! Für eine gute Weile ist genug geochst; jetzt wollen wir trinken und raufen und die Mädchen küssen!‘ Albiez aber verleitete mich durch sein leidenschaftliches Beispiel. Er nahm mich auf Exkursionen mit und machte aus mir den Botaniker, der ich heute noch bin; wir klopften alle Steinbrüche, Sandgruben und Felsschluchten ab; wir suchten alle Sammler heim vom Bodensee bis Basel, ob sie nun Schmetterlinge, Steinbeile oder Bilder sammelten, — ich empfand auf einmal, daß die Wissenschaft nicht eine Last sei, unter der man von Examen zu Examen keucht, sondern eine umworbene, beglückende Macht, der die verschiedensten Menschen der verschiedensten Berufe ihre, wenn auch nicht meisten, so doch innigsten Stunden widmeten. Albiez, dem ich in meiner leichteren Art besonders behagen mochte, nahm sich meiner

wie eines jüngeren Bruders an, immer gleich sicher und ruhig, geduldig und — unnachgiebig.

Einmal aber in diesen Ferien überraschte mich sein Wesen doch. In der Sauserzeit machten wir eine Weinreise in die Hallauer Gegend. Schließlich blieben wir gegen Abend im ‚Hirschen' in Unterhallau hängen und waren nun bei einem Maß von Wein angekommen, das auch dem geeichten Weintrinker fühlbar wird, und da merkte ich auf einmal, daß der gute Albiez einen bösen Wein zu trinken scheine. Während er sonst nur seine eigenen Worte peinlich genau nahm und gegen andere Nachsicht zeigte, selten mit einem Zusatz mitleidiger Geringschätzung, legte er nun plötzlich jegliches Wort, das am Tische fiel, auf die Goldwage, bald indem er es nur mit scharfer Betonung wiederholte, bald indem er es heftig kritisierte und zurückwies. Da ich selbst entweder als sein Schützling Schonung genoß oder in meiner Verehrung und Rücksicht gegen ihn keinen Anlaß zur Rüge gab, so war sein Verfahren für mich zunächst ein freilich mit Bangen gewürzter Genuß: ich würde geglaubt haben, er leiste sich einen Weinulk, indem er all den Blödsinn, der geredet wurde, gedanklich und sprachlich zerlegte,

wenn nicht seine gesenkte, stößige Kopfhaltung, der böse Blick von unten auf und die kurze, heftige Art, wie er seinen Zigarrenrauch von sich paffte, allzu ersichtlich gezeigt hätte, daß es noch anders kommen müßte. Er sprach mit völliger Klarheit, Schärfe und Sicherheit des Wortes; nur an der hitzigen Streitsucht merkte man den Wein. Also — plötzlich, aber nicht unerwartet, auf eine grobe Widerrede hin beugte sich Freund Albiez über den Tisch hinüber, packte den Sprechenden am Kragen und schlug auf ihn los. Und da war natürlich keiner unter uns, der sich die schöne Gelegenheit, draufzuhauen, hätte entgehen lassen, und schließlich fielen die Hiebe und Tritte so dicht, daß es auf Freund und Feind ging. Indessen wurden wir beide nach und nach zur Türe gedrängt, zum Hause hinaus und über die Staffel hinabgestoßen. Nun wäre ja alles in schönster Ordnung gewesen, da fiel es aber dem letzten der Sieger, der wieder zur Türe hineinging, ein, über die Schulter noch einmal zurückzurufen: ‚Ihr verfluchte Sauschwaben — ihr verfluchte!‘ Und da kam denn noch das Lustigste. Albiez war mit einem Satz wieder im Haus (wohin ich ihm folgte), stellte jenen Rufer und sagte:

‚Halt! Still, Ihr Mannen! Da ist ein Unrecht geschehen, das Sühne verlangt. Hier diesen Jüngling, der unter meinem Schutze steht, habt Ihr ‚Sauschwab‘ geheißen, und er ist doch ein so echter ‚Schwizerkaib‘ wie Ihr. Das ist eine Schmach für Euch wie für ihn! Damit die eidgenössische Ehre wiederhergestellt wird, schlage ich vor, daß der Verleumder dem Verleumdeten dreimal ‚Schwizerkaib‘ ins Gesicht schreit!‘

Das Komische war, daß er in unverdächtigem Ernste sprach und es jedenfalls ganz ernst meinte. Die Hallauer starrten uns einen Moment verblüfft an, dann fielen sie aufs neue über uns her, ich bekam diesmal mehr Prügel als vordem, nach kurzem flogen wir wieder zum Tempel hinaus, und unsere Hüte hinterdrein. Albiez hob den seinigen auf und drehte ihn im Mondlicht hin und her, fuhr reinigend immer wieder mit dem Ärmel drüber und setzte ihn mit hochmütig nachlässiger Gebärde auf, blickte kurz nach den erleuchteten Fenstern zurück und sagte:

‚Victrix causa diis placuit, — sed victa Catoni!‘ und trat den Weg zum Bahnhof an.

Ich sah nach der Uhr und bemerkte: ‚Die haben

uns zur rechten Zeit an die Luft gesetzt, jetzt kommen wir noch bequem auf den Zug.‘

Er antwortete nicht, und da mich sein Benehmen überhaupt unsicher gemacht hatte, so schwieg ich auch, und wir gingen eine ganze Strecke stumm nebeneinander hin, er mitten auf der Straße, ich ein paar Schritte seitlich am Straßenrand.

Plötzlich blieb er stehen und rief mir mit scharfem Tone zu:

‚Mein Herr, wie kommen Sie eigentlich dazu, immer neben mir herzulaufen!‘

Ich war natürlich etwas überrascht und sagte:

‚Ja — was ist denn los, auf einmal?‘

‚Fühlen Sie denn nicht, daß mir das lästig werden muß!‘ fuhr er fort. ‚Das ist ja geradezu zudringlich, — verzeihen Sie das harte Wort! — aber ich kenne Sie ja gar nicht. Wer sind Sie denn überhaupt?‘ Er blickte mich so fremd und feindlich an, daß ich merkte, eine Berufung auf unsere Freundschaft sei zwecklos, und so widerstand es mir ein wenig, meinen Namen zu sagen. Mein Zögern reizte ihn, er trat einen kleinen Schritt näher, bohrte seinen Blick in den meinen und fuhr fort: ‚Wollen Sie sich nun entschließen, mich allein zu

lassen? Oder — muß ich mir Platz machen?‘ Er wiegte seine herabhängenden Fäuste wie versuchend ein wenig auf und ab. Ehe ich antworten konnte, setzte er hinzu: ‚Sind Sie Student?‘ Als ich bejahte, sagte er in leichterem Tone: ‚Dann bitte ich um Ihre Karte!‘ und griff nach seiner Brusttasche. Ich zog zwar auch mein Notizbuch; aber, als er sich mit seiner Karte in der Hand wieder zu mir wandte, erwiderte ich:

‚Bedaure, ich habe keine Karte.‘ Darauf richtig einzugehen, auch nur aus Rücksicht auf seinen Zustand, war gegen mein Gefühl.

‚Darf ich aushelfen?‘ fragte er höflich und reichte mir eine der seinigen. Als ich mein Blei zur Hand nahm, fuhr mir durch den Sinn, einen falschen Namen anzugeben, und ich kritzelte auf die Rückseite seiner Karte: ‚Melchior Müller, stud. phil. Säckingen.‘ Indem ich ihm meine Karte gab und seine empfing, beobachtete ich ihn erwartungsvoll. Er hielt die Karte gegen das Mondlicht, las, lupfte leicht, doch förmlich den Hut, — und ich tat dasselbe.

Dann eilte ich mit großen Schritten voran. Auf dem Bahnhof ging er noch einmal an mir vorbei,

ohne mich zu erkennen. Und am andern Tag wußte er nicht, wie er aus dem Wirtshause heraus- und heimgekommen sei. Ich sagte es ihm auch nicht.

Dies war das einzige Mal, daß ich ein gebändigtes und verdecktes Temperament bei ihm ausbrechen sah; denn er trank immer sehr mäßig. Von seinen Bundesbrüdern erfuhr ich später ähnliche und ernstere Geschichten, doch nur aus seinem ersten Studienjahr; nachdem er seine Schwäche kennen gelernt hatte, gewöhnte er sich daran, wenig zu trinken. An dem Hallauer Tag aber war ihm, indem wir von Ort zu Ort wanderten, Besuche machten, einkehrten, immer wieder mit andern zusammensaßen und redeten, wohl, wie es so geht, nicht bewußt geworden, wieviel er trank.

Bald darauf zog ich mit ihm nach Heidelberg, und es war für mich ausgelassenes Füchslein, dem die studentische Freiheit und die Pfälzer Lustigkeit alle Riegel und Zügel lösten, eine große Wohltat, den älteren Freund zu besitzen, der fest auf sein Ziel hinsah, heiter und gleichmäßig arbeitete und mich, sobald ich zu ihm trat, mit wissenschaftlichen Fragen einnahm. Er baute also sein Staatsexamen und seinen Doktor und verbrachte dann, wie auch ich,

das folgende Sommersemester wieder in Heidelberg, und zwar als Assistent in einer Klinik.

Am Ende des Semesters machte ich mit einigen Bundesbrüdern eine Rundreise nach verschiedenen andern Universitäten, so zum Abschied; denn ich gedachte, im Winter eine Schweizer Universität zu besuchen und erst in den klinischen Semestern nach Deutschland zurückzukehren.

Spät im August kam ich nach Hause. Am Bahnhof erwartete mich Freund Albiez und hatte ein zierliches, hellgekleidetes Geschöpf am Arm, das mir bekannt schien; aber es hielt den Kopf gesenkt, und ich konnte aus der Ferne das Gesicht unter dem großrandigen Strohhut nicht sehen. Alle Wetter, dachte ich, hat der sich zu guter Letzt auch noch einen Schatz vom Neckar mitgebracht! Wer kann sie nur sein? Freudig erregt trat ich auf die beiden zu, blieb aber einige Schritte vor ihnen plötzlich stehen, als das Mädchen nach mir aufschaute und mich mit wohlbekannten, dunklen Augen anlachte, während zugleich eine tiefe Röte ihr bräunliches Gesicht durchglühte.

Ich blieb also stehen, blickte bewundernd vom einen zum andern und sagte:

‚Herr Gott, sieh dein Volk an! Es sind lauter Zigeuner.‘ Dann schüttelte ich ihnen herzlich die Hände. Das Mädchen aber gab mir noch, scherzhaft schmollend, einige Schläge mit dem Zeigefinger auf meine Hand und sprach:

‚Du bist auch nicht mehr wert als die andern! Alle wundern sich darüber, daß ich mich verlobe! Wieso denn? Das ist doch zu arg! Von dir aber hätte ich was anderes erwartet!‘ Im Grunde war sie von der allgemeinen Überraschung sehr erfreut.

‚Ich bin wirklich maßlos überrascht,‘ erwiderte ich; ‚aber nicht, wie du meinst, sondern darüber, daß mir nicht schon längst aufgegangen ist, wie ausgesucht ihr zwei zu einander paßt! Ihr habt es gut gemacht! Ihr könnt mir's glauben; denn ich kenne euch. — Siddy!‘ setzte ich hinzu, ‚du bist ja freilich noch ein Mammenkind! — Was ein Strumpf ist, erkennt sie nämlich erst, wenn der Fuß drinsteckt! Und für die Trauung und Unterschrift — da ist nun nicht zu helfen! — Kind, dafür wirst du doch noch lernen müssen, drei Kreuze zu machen!‘

Über meine Anspielung errötend rief sie:

‚Und ich rate dir, laß dir das Haar schneiden, ehe du zu uns ins Haus kommst!‘

Also mein Nachbarskind, meine Spielgefährtin und Jugendfreundin, die in unserm Haus und Garten so daheim war wie im eigenen, und wie übrigens auch ich in dem ihrigen, Siddy Graf war die Braut meines Freundes Ludwig Albiez! Und sie machten ein Paar, das sich sehen lassen konnte. Sie war kleiner als er, biegsam, lebhaft, von natürlicher Anmut. Man konnte sie sich als kleinstädtische Hausfrau und Mutter vieler Kinder denken, die diesem Dasein jede mögliche Schönheit bewahrt hätte, man war aber auch sicher, daß sie als Frau eines Gelehrten oder eines repräsentierenden Beamten an ihrer Stelle sein würde. Sie hatte zwar in der Schule nicht gelernt, doch war sie empfänglich, ja, begierig auf alles, was das Leben brachte, und kam nie seinen Anforderungen gegenüber in Verlegenheit. Ich bewunderte die Liebeswahl meines Freundes, dem alles so wohl geriet, ohne daß er im mindesten ein Schlauer, ein Streber, ein Berechner gewesen wäre, und es schien mir nur seinem Reinlichkeitsbedürfnis zu entsprechen, daß er es klug vermieden hatte, auf diesem Eroberungszuge den Verdacht oder die Ahnung selbst der nächsten Angehörigen zu erregen.

Ich freute mich über diese Verlobung wahrhaftig ohne jede Spur von Neid. Gewiß war ich in den Jahren und auch dazu angetan, Liebesgedanken zu haben, schönen Mädchen nachzulaufen und wo es anging, den Hof zu machen; aber diese liebliche Siddy Graf hatte sich noch nie in meine Träume eingeschlichen. Wenn gesunde Buben mit herzhaften Mädeln aufwachsen, so sind ihnen die Mädel nicht viel anders als Kameraden, die langes Haar und Röcke tragen, schlecht rennen und schlecht werfen können. Nun kommt die Zeit, wo das Mädchen seine Knabenhaftigkeit verliert, und kriegt man im herkömmlichen Spiel und Treiben so ein Wesen zu fassen, so hat man plötzlich ein unruhiges Gewissen, da man inne wird, daß so ein Arm etwas anderes geworden ist, voll, elastisch, nicht mehr jenes dünne Ding aus Knochen und Muskelsträngen. Man hat mit einemmal das Gefühl, der Arm sei fremdes Eigentum, von dem man die Hand lassen müsse wie von so vielen lieblichen Dingen, man wird miß= trauisch, unsicher, etwas scheu. Man überläßt die Freundin mehr der Schwester und zieht sich instink= tiv so weit zurück, daß das gute Einvernehmen keinen Schaden leidet. Die ersten Schritte auf dem

Glatteis der Liebe tut man überhaupt womöglich nicht unter den Augen der Eltern und Schwestern, man schweift etwas in die Ferne, und wenn es nur die nächste Straße ist, und verwagt sich lieber vor fremden Mädchen als vor alten Freundinnen, von denen uns die Vertrautheit zu dieser Zeit wie eine Kluft trennt. Mir wenigstens war es mit Siddy so ergangen. Unser Verkehr war längst ein klein wenig förmlich geworden, ich hatte mich bei einer etwas steifen Aufmerksamkeit für sie wohlbefunden.

Wie sie nun am Arme ihres Verlobten neben mir dahinschritt, vom Bahnhof der Brücke zu, da ward mir plötzlich bewußt, daß wir eben bei unserer Begrüßung ganz in der derb herzlichen Unbefangenheit früherer Jahre miteinander gesprochen hatten, und während ich den Albiez ausfragte, freute ich mich unsäglich darüber, daß Siddy und ich den alten Ton wiedergefunden hatten, und nahm mir vor, dabei zu bleiben; am liebsten hätte ich sie bei der Hand gefaßt, dem Herrn da weggerissen und wäre mit ihr die Straße hinunter und wie der Blitz an den Zöllnern vorbei über die Brücke nach Hause gerannt! Albiez wandelte frei und gemessen, als wäre er schon zehn Jahre verheiratet, mit seiner Braut des

Weges und sprach davon, daß er den Winter in Wien zubringen werde, um die Spitäler und Kliniken kennen zu lernen — es war zu Ende der sechziger Jahre, und der süddeutsche Arzt ging noch nach Wien — und daß sich bei diesem Aufenthalte entscheiden müßte, ob er praktischer Arzt werde oder die Universitätslaufbahn einschlage; übers Jahr wollten sie in beiden Fällen heiraten. Siddy, an deren kürzeren Schritt sich ihr Liebster noch nicht gewöhnt hatte, so daß sie bald trippeln, bald weitausholen mußte, Siddy war so rührend schön in ihrem stillen Hineinhören in die Dinge, die ihr noch fremd waren und doch ihre Zukunft und ihr Glück in sich bargen, und sie war so köstlich ernst und überlegen, wenn sie zwischenhinein mir etwas erklärte, — und ich dachte derweil an lauter Bubenpossen und Narretei.

Ich blieb auch zunächst grundvergnügt. Anfangs oft mit dem Paare zusammen, merkte ich bald, daß ein Dritter überflüssig sei, und folgte daher ihren Aufforderungen seltener, überließ das Zusammentreffen dem Zufall und beschränkte mich darauf, den Freund wie bis dahin zu besuchen, wenn ich ihn allein wußte, und mit Siddy Graf nach der

Gelegenheit zu verkehren wie in Kinderzeiten. Und dieser Verkehr war wieder ganz der alte, unbefangen vertraute. Wenn sie meine Schwestern besuchte, was in dieser Zeit der Wichtigkeiten sehr häufig geschah, so versäumte sie nie mehr, meine Zimmertüre zu öffnen, mich zu begrüßen und das Neueste zu berichten; wenn ich ausging, so trat ich meistens noch in das Nebenhaus, um ein paar flinke Worte mit ihr zu wechseln. Sahen wir einander im Garten, so hob sie die dafür eingerichtete Latte aus dem Zaun, schlüpfte wie als Kind schon herüber und hielt mir die Leiter beim Obstpflücken, oder ich half ihr drüben beim Bohnenbrechen. Öfter noch lehnten wir uns von beiden Seiten nebeneinander auf den Zaun und plauderten. Oder vielmehr wir scherzten, wir neckten einander, trieben Possen.

Das war alles sehr harmlos, aber manchmal doch übertrieben von einer zutappenden Aufgeregtheit, die uns wohl plötzlich bewußt wurde, so daß wir in alberner Überraschtheit vor einander stehen blieben und uns ein wenig schämten. Wir fühlten, daß wir uns nicht so auslassen würden, wenn nicht Siddy eben eine verlobte Braut wäre. Diese Brautschaft machte uns sicher. Siddy war ja einige

Jahre jünger als ich und noch ein halbes Kind, und es hatte den Anschein, als müßte sie sich für den plötzlich über sie gekommenen Ernst durch kindisches Tollen entschädigen. So überließen wir uns unserer Unbesonnenheit ohne Arg. Wohl entging mir nicht, daß dieser Verkehr anfing, mich von der Arbeit abzuhalten, daß ich träumerisch auf meinem Studierzimmer hin und her ging, daß ich droben unzufrieden war und allfort ins Haus hinabhorchte oder in den Nachbargarten hinüberspähte; — aber was war denn dabei, wenn ich nebenher auch ein bißchen für Siddy schwärmte, für die Braut meines Freundes, dem ich sie doch aufrichtig von Herzen gönnte. Und war sie denn nicht mein Spielkamerädlein von ihren ersten Schühchen an!

Wie es in dieser Zeit mit ihr stand, ob sie sich bloß vergaß oder ob sie vielleicht auch bewußt aus der Sicherheit heraus ein wenig mit dem Feuer spielte, das weiß ich nicht. Ich jedenfalls, keines bösen Willens mir bewußt, ließ mich treiben in dem klaren Gefühle, daß ich in einigen Wochen nach Bern ziehen und das Spiel dann ein Ende haben werde. Übrigens scheuten oder verstellten wir uns

vor Albiez nicht im mindesten, und er spottete wohl gutmütig und sagte, wir seien wie zwei junge Hunde, die immer herumtollen und herumtapsen müssen. Und so wenig über das doch lustig anzusehende Spiel junger Hunde zu sagen ist, so wenig kann ich von unsern Albernheiten erzählen.

Eines Tages nun hatte sie vor dem Mittagessen noch Blumen geschnitten und in einem schönen roten Glase auf den weißen Tisch der Laube gestellt, wo auf des Bräutigams Anregung der Kaffee genommen wurde. Dann trat sie zu mir an den Zaun, über den hinweg ich ihr zugeschaut hatte. Sie stützte sich, die Hände zusammenfügend, mit beiden Unterarmen auf die den Zaun oben schließende Querleiste, ich lehnte auf der andern Seite neben ihr. Sie hatte ein kleines blasses Röslein zwischen den weißen Zähnen und bewegte es beim Plaudern hin und her. Die Rosafarbe der Blüte hob sich zart von der kräftigen Röte ihrer zierlichen, vollen Lippen wie von der heißbraunen Gesichtsfarbe ab und gab ihr einen ungemein frischen Reiz. Ich sah eine Weile zu, wie das Röslein von rechts nach links im Gesicht wanderte, sich bald unter das Näschen erhob, das alsdann den Duft einsog, bald

auch über das rund herausgewölbte Kinn herabhing, und wie die Zähne auf dem Stiel herumbissen, und sagte dann, indem ich die hohle Hand hinhielt:

‚Mir das Röschen!‘

‚Wozu!‘ erwiderte sie und wandte den Kopf ausweichend beiseite.

‚Zum Andenken!‘ sprach ich, ganz ohne Überlegung.

‚Zum Andenken —?‘ wiederholte sie, mich scharf ansehend, und nahm das Röslein aus dem Munde.

‚Gewiß!‘ antwortete ich mit etwas bewegter Stimme. ‚Wir haben dich ja doch nicht mehr lange.‘

‚Aber das Röschen ist nichts!‘ sagte sie. ‚Morgen fallen die Blätter ab. Nein, ich werde dir was Rechtes geben, — ich werde dir was machen!‘ Sie ließ nachsinnend die Augen umgehen, und ihr feiner Mund stand halbgeöffnet, kindlich, daß die Zähne schimmerten.

Da erschien mir dieser Mund als das schönste und köstlichste Gut auf der Welt, ich trat vor Siddy, legte die Hände fest auf ihre Schultern und sprach:

‚Ich weiß, was! Einen Kuß gibst du mir zum

Andenken — zum Abschied — wie du mir früher einen gegeben hast, wenn ich aus den Ferien wieder nach Aarau fuhr!‘ Nicht ganz ehrlich hatte ich dies rasch zur Überrumpelung hinzugesetzt, und ohne weiteres hielt ich die sich Aufrichtende fest und küßte sie. Und sie küßte mich mit Kraft wieder.

Kaum hatte ich sie aber losgelassen und stand etwas beschämt und mir selbst überflüssig vor ihr, da atmete sie plötzlich gewaltsam auf, blickte mir erschrocken in die Augen, ward tiefrot und sagte leise:

‚Das war Unrecht.‘

‚Unrecht —?!‘ wiederholte ich unwillig, ‚Unrecht? Wieso?!‘

‚Ja!‘ erwiderte sie bestimmt, ‚Unrecht! Denn das darf Ludwig nicht wissen!‘

‚Ja, was ist denn —?!‘ fragte ich. ‚Hier über den Gartenzaun, wo wir aus Euerem Haus, aus unserem Haus, von der ganzen Nachbarschaft gesehen werden können, haben wir alten Freunde, — fast Geschwister! — uns einen Kuß gegeben!‘

Sie ließ, ohne sich zu bewegen, ihren Blick über die ihr sichtbaren Fenster wandern und schüttelte wie verständnislos den Kopf.

‚Das will ich dem Albiez gerne sagen!‘ fuhr ich fort, ‚da bin ich ganz ruhig. Er ist doch ein vernünftiger Mensch!‘

‚Du sagst nichts! Wenn er es erfahren darf, dann bin ich die nächste. Aber ich glaube, — er darf es nicht erfahren. Da kennst du ihn schlecht: das erträgt er nicht! — Und er hat recht!‘ setzte sie plötzlich wieder errötend und mit zornigen Augen hinzu. ‚Ich würde es auch nicht ertragen, daß er andere Mädchen küßte.‘

Mir war recht unbehaglich zumute, ein bißchen gedemütigt, fast als hätte ich gestohlen; doch bezwang ich meinen Ärger und sagte beruhigend:

‚Aber Kind, so sagen wir eben nichts davon! Dann ist der Katze gestreut. Denke nicht mehr daran!‘

‚Nicht daran denken —‘ wiederholte sie langsam, als steckte in den paar Worten ein Problem. Dann blickte sie mich mit rührend schönem, tröstendem Lächeln an und sprach mit bewegter Stimme: ‚Also, leb' wohl, Rudi! Du bist ein zu dummer und leichter Gesell für ernsthafte Leute!‘ Sie ließ ihr Auge noch eine Weile auf mir, dann nickte sie und ging, ohne mir die Hand zu reichen, auf das Haus

zu. Noch längere Zeit sah ich sie dort nachdenklich hin- und herschreiten, ehe sie in das Haus trat.

So übertrieben mir erst ihre Reaktion erschienen war, so ergriffen war ich nun, und trotz aller Neigung, den Vorfall leicht zu nehmen, mußte ich über ihn und Siddys ernste Auffassung nachgrübeln. Ich für mein Teil wäre am liebsten zu Albiez gegangen und hätte von dem Küßlein in Ehren berichtet; aber freilich: mußte es berichtet werden, so war es Siddys Sache. Und wenn Albiez nun wirklich so empfindlich, wie Siddy annahm, oder gar mißtrauisch war, — wie auf aller Welt konnte man ihn dann von der Harmlosigkeit überzeugen! Da war Schweigen vielleicht schon das klügste.

Wir hatten nun Abschied genommen; aber so ernst und endgültig er von Siddy gemeint sein mochte, er trennte uns nicht. Ich fiel alsbald in die Trunkenheit des Kusses zurück, ich würde den Abschied trotz allem zehntausendmal wiederholt haben. Meinen Freund empfand ich gar nicht als Hindernis. Der Kuß hatte mir jene Gärung ins Blut geworfen, die unsere Begriffe sprengt, die plötzlich alle scheinbar festgelegten und eingefahrenen Bahnen und Wege unseres Charakters unterwühlt und ver-

schwemmt, in der uns Lug und Trug, Gewalttat und Verbrechen leicht und verführerisch werden, die uns als entscheidende Probe zu Schurken oder Narren oder Männern läutert. Ich mied Siddy nicht. Mehr als je lief ich ihr in den Weg. Und zu meiner Überraschung wich auch sie mir keineswegs aus. Ihren Zustand kann ich natürlich nur vermuten, nur ausdeuten. Vielleicht war er auch ganz anders. Ich sah sie und Albiez immer nur in unzweideutigem Glück, in Ruhe, Heiterkeit, gegenseitigem Verständnis und bin überzeugt davon, daß ich für Siddy nur als ihr alter Gespiel in Betracht kam, gegen den sich ihre Spannung in harmlosem Tummeln lösen konnte. Der Kuß nun war nicht nur von mir erbeutet, sondern auch von ihr gegeben. Obschon überrascht, küßte sie herzhaft und kundig. Im nächsten Moment aber mag es sie durchzuckt haben, daß ich ja nicht ihr Liebster und daß also ihr Kuß, dieser hingegebene Kuß eine Verirrung, ein Verrat, eine Abscheulichkeit sei, deren sie sich schmerzlich schämte, vor sich selbst, vor mir und gar vor Albiez. Da sie das strenge Fühlen ihres Verlobten kannte, ja, teilte, so fand sie zunächst nicht die nötige Leichtigkeit, sich gegen ihn an-

zusprechen, und ihre Unsicherheit wuchs von Tag zu Tage. In ihrer Hilflosigkeit drängte es sie wieder zu mir, den sie hatte meiden wollen, zu dem Gewalttäter, gerade als könnte sie bei mir Schutz und Hilfe finden. Aber unser Beisammensein war einsilbig, gedrückt, trostlos.

So ging es einige Tage. Nur einmal sprach sie aus, was sie bewegte, indem sie, den gesenkten Kopf schüttelnd, flüsterte:

‚Ich kann es ihm nicht sagen!‘

Da fühlte ich mich so schuldig, daß ich rief:

‚Ich reise morgen ab! Dann denkst du nicht mehr daran.‘

‚O nein!‘ erwiderte sie. ‚Das wäre gefehlt; denn ich muß es ihm sagen.‘

Ich sah ein, daß sie es nicht über sich gewinnen würde. Darum nahm ich mir vor, bei nächster Gelegenheit den Albiez zu fragen, ob mir seine Braut zum Abschied einen Kuß geben dürfte wie in früheren Zeiten. So dachte ich, den verübten Schaden wieder gut zu machen. Aber seltsam, ich fand die Unbefangenheit des Wortes auch nicht und verschob es von einem auf das andere Mal.

Diese geheime Absicht machte mich nun auch dem

Freunde gegenüber nachdenklich und einsilbig, und diesem Umstand schrieb ich es zu, daß er mich einige Male auffallend ernst und forschend anblickte.

‚Du wirst langweilig, mein Sohn,‘ warf er einmal hin, ‚und steckst mir die Siddy auch noch an.‘

So vergingen vier, fünf Tage. Da fragte er nachmittags, als ich zum Kaffee in den Garten gekommen war und unbehaglich herumstand oder hin- und herzappelte, ob ich nicht mit ihm und seiner Braut eine Kahnfahrt machen wollte. Ich war's zufrieden, ja, ich drängte, früher zu gehen, denn es war mir eine Erlösung aus dieser Unterbundenheit, wenn nur irgend etwas geschah oder von mir verlangt wurde. Albiez aber wollte die Nachmittagshitze vorbeigehen lassen, und so machten wir uns erst auf den Weg, als die Sonne schon tief stand.

Die Felsbank, die unter der Brücke her dem Rhein den halben Weg verlegt, staut oberhalb auf der Schweizer Seite eine Bucht ruhigeren Wassers an und drängt meistens am Ufer eine Gegenströmung hinauf. Mit dieser kann man ein gutes Stück bequem rheinaufwärts, über den Bereich des Gefälles hinaus in den stilleren Fluß. Auf dem Rückweg

handelt es sich dann nur darum, beizeiten aus der rascher werdenden Strömung ab- und in die Bucht einzulenken; sonst gerät man in den Laufen.

Ich ruderte, Albiez und Siddy saßen mir gegenüber, gaben mir gelegentlich einen Wink für die Steuerung, und wir sprachen Zufälliges über die Häuser, an denen wir vorbeifuhren.

‚Das sind deine Fenster, Ludwig,‘ sagte Siddy, über das Wasser deutend. Sie standen weit offen und zeigten nur dunkle Vierecke.

‚Wie trostlos,‘ sprach er hinaufschauend, ‚kommt einem doch die eigene liebe Bude vor, wenn man so dran vorbeigeht und sie so offen und leer sieht!‘

‚Deine Mutter ist unten am Fenster, schau!‘ sagte Siddy und winkte mit ihrem roten Sonnenschirm; und nun erhoben wir unsere Stimmen und riefen ‚Juhu‘. Die Frau grüßte und drohte dann mit dem Finger, als wollte sie sagen: Gebt acht!

So kamen wir über die Häuser und Gärten hinauf.

Es war ein heißer Vorherbsttag, der Himmel dunstblau mit wenigen verzogenen Wolken der Art, die man nicht mehr findet, wenn man nach fünf Minuten wieder hinschaut. Auch die Luft war

etwas dunstig und ließ mir die Stadt und die Brücke und die Höhen, auf die ich zurückblickte, fast unwirklich erscheinen, als sähe ich das Ganze in einem Spiegel. Und die Luft war so still, daß die Blätter, die sich von den Bäumen lösten, zögernd und schwankend und taumelnd niedersanken. Und das Brausen der Stromschnelle war nur noch wie ein leises Sieden in der Luft. Es wurde still zwischen uns.

Da fing Siddy an zu sprechen und sprach mit spürbarer Ruhelosigkeit unaufhörlich, von einem Ding zum andern springend. Ich fühlte, daß sie nur die ängstliche Zeit ausfüllen und ihren Verlobten hindern wollte, zu sagen: Siddy, du hast mich betrogen! Du hast den Rudi geküßt!

Und hier in dieser Abgelöstheit nur mit den beiden Menschen zusammen, die ich gekränkt hatte unter dem unendlichen Himmel, auf dem klaren Strom zwischen den stillen Ufern gegenüber dem gequälten Mädchen und dem ahnungslosen Freund erschien ich mir plötzlich treulos und schamlos und schlecht. Als wären nur wir drei Menschen auf der Welt und als hätte jede Regung Schicksalswucht, empfand und wog ich nun mein und Siddys

Treiben mit der schärfsten Empfindlichkeit und erkannte es als unverzeihlich. Ich hörte nicht mehr auf die beiden. Ich ruderte mit Wut, als könnte ich dadurch diesen Gedanken und Verhältnissen entfliehen; ich dachte: ins Wasser springen, ans Land schwimmen, auf Nimmerwiedersehen davon!

Ich schrak auf, da Albiez rief:

‚Rudi! Hörst du denn nichts?! Laß mich jetzt rudern, du schindest dich ja! — Aber sachte!‘

Ich war so erregt, daß ich kaum die zwei Schritte zur andern Bank leisten konnte und fast über Bord getaumelt wäre. Nun saß ich neben dem Mädchen und sagte, um etwas zu sagen:

‚Ein Blödsinn, so zu rudern! Ich bin ganz außer Atem!‘

‚Wenn du wieder bei Atem bist, könntet ihr singen!‘ meinte Albiez, indem er gelassen ruderte. Er blickte bald, sich umwendend, in der Fahrtrichtung, bald nach den Ufern, bald nach Siddy und mir. Sie sah meistens zur Seite ins Wasser, und ich glaube, sie vermied seinen Blick; mir wenigstens war nie wohl zumute, wenn sein und mein Auge einander trafen, und ich hielt ihm nicht stand.

‚Jetzt werd' ich wenden,' sagte er nach einer Weile. ‚Die Sonne steht gerade auf dem Schwarzwald auf; ihr könnt ihr noch rasch etwas singen, ehe sie dahinter versinkt!

Es war in diesen Wochen nämlich auch wieder aufgekommen, daß wir abends im Garten oder auf dem Feld miteinander sangen; manchmal machten noch die Geschwister mit, drei-, vierstimmig; oft auch nur Siddy und ich, und unsere Stimmen klangen gut zusammen.

‚Was — sollen wir singen?' fragte ich sie, die mich nur kurz anschaute und wiederholte: ‚Ja, was?'

‚Nun, irgend eines! Die Lorelei oder Morgen muß ich fort von hier,' schlug ich vor.

‚Ach — nein! Die sind ja so traurig!'

‚Ich habe zwar noch nie ein Lied traurig empfunden, wenn es schön war — aber was denn?'

‚Singt in Gottes Namen den Schwarzen Walfisch!' rief Albiez lachend. ‚Nein, um Gottes willen nicht! Singt doch das schöne, das ihr letzthin auf dem Ebenen Berg gesungen habt, das von Haydn, ‚An die Freundschaft!'

Wir singen an:

‚In stiller Wehmut,
In Sehnsuchtstränen
Schmilzt meine Seele —‘

aber keines von uns beiden hatte Stimme, es kam zaghaft, gedrückt, schwächlich heraus; keines verführte das andere zum Singen, und so zog es sich dünn und kläglich hin, bis Siddy mitten im Vers abbrach, ohne etwas zu sagen. Ich verstand ihr Aufhören, fragte also nicht, schwieg auch und schaute in den Rhein, der uns rasch mitnahm, dem fernen Städtchen entgegen.

Da hörte Albiez mit einem heftigen Ruderschlage zu rudern auf, sah uns mit bohrenden Blicken an und sagte mit ganz ruhiger Stimme:

‚Kinder, jetzt muß ich wissen, was euch ist! Schon seit Tagen beobachte ich es: Ihr seid auf einmal beide so freudlos, so still, so — hinterhältig. Was gibt es?‘

Ich erschrak, ich fühlte mich rot werden, ich schielte zu Siddy hinüber, ob sie nun sprechen würde; sie aber senkte nach einem flehenden Aufblick zu Albiez den Kopf und errötete tief. Es werde ihr schwer, vor mir zu reden, dachte ich.

Wir müssen, wie wir wortlos und schamrot vor

ihm saßen, das Bild eines schuldigen Paares gewesen sein. Er beugte sich noch etwas vor, seine weitoffenen Augen gingen zwischen uns hin und her, stöhnend atmete er aus, so daß er etwas zusammensank, wurde weiß im Gesicht und flüsterte:

‚So! — So! — Das ist's!‘

Er stand plötzlich hoch aufgerichtet im Boot und schaute nach Luft ringend um sich; er blickte mit kaltem Blicke von ihr zu mir; er saß schon wieder, mit den Armen sich stützend, auf der Bank, sah gesenkten Kopfes vor sich hin und manchmal unter den Brauen hervor auf Siddy und auf mich.

Sie neigte sich vor und mit dem demütigsten Flehen in ihrem lieblichen Gesichte flüsterte sie:

‚So ist es nicht! Ludwig! Beruhige dich! Wir wollen —‘

‚Beruhigen —!‘ unterbrach er sie mit gedämpfter Stimme und um so festerem Ausdrucke:

‚Nie! Nie! Versteh, das ist meine tiefste Huldigung für dich!‘

‚Wir wollen hinüber ans Land!‘ sagte ich. ‚Damit wir ruhig reden können!‘ Wir näherten uns schon den ersten Gärten.

‚Hier bleiben wir!‘ entgegnete er, nach rechts und

links blickend. ‚Hier sind wir unter uns und werden nicht Worte machen.‘

Einen Augenblick war es still. Ich wußte, daß er nun unnachgiebig sei, und überlegte, was ich sagen wollte.

‚Übrigens —‘ fuhr er fort, ‚— wozu reden! Das Geringste, das ihr mir sagen könnt, wird — ekelhaft sein, und das Schlimmste nicht schlimmer, als ich jetzt schon fühle!‘

Da fuhr ich rasch heraus:

‚Ich habe Siddy geküßt, — im Spiel — im Scherz! Und sie schämt sich, es dir zu sagen. Weiter nichts!‘

‚Weiter nichts —!‘ wiederholte er und lachte; es sah aber aus, als weinte er. ‚Im Spiel —? Und sie schämt sich! — Du aber schämst dich nicht, mir solchen Unsinn zu sagen!‘

Ich antwortete nicht. Wir kamen in den stärkeren Strom und mußten nach links hinüber halten; darum griff ich nach dem Ruder, das auf meiner Seite neben dem Boote durchs Wasser schleifte. Albiez aber kam mir flink zuvor, packte die Ruder und holte zum Rudern aus, ruderte aber nicht, sondern hob die Ruder aus den Pflöcken,

öffnete die Hände, und die Ruder sanken in den Strom.

Einen Moment war ich starr vor Entsetzen; denn ich begriff.

‚Mensch!‘ rief ich. ‚Komm zu dir! Laß mich allein büßen! Befiehl mir nachher in den Laufen zu springen! Ich tu’ es.‘

Er verzog das Gesicht, als röche er etwas Unangenehmes, und erwiderte:

‚Und dann — Siddy und ich — heiraten? — Oder — nicht heiraten? — Was du für möglich hältst!‘

Da erhob sich Siddy neben mir, leicht glitt ihre weiße Gestalt hinüber zur andern Bank; Albiez machte ihr Platz, und sie setzte sich neben ihn. Sie ergriff seine Hand und sagte:

‚Laß mir deine Hand! Ich habe ein Recht auf sie. Ich habe nie an einen andern gedacht.‘

Er küßte ihre Hand und erwiderte:

‚Ich glaub es dir. Aber sieh, — im Leben würde ich es nie haben glauben können.‘

Wir glitten an seinem Elternhause entlang; er schien nicht darauf zu achten. Ich ergriff eines der Bodenbretter, um notdürftig damit zu steuern. Albiez trat mit dem Fuße darauf.

‚Laß!' schrie ich. ‚Wenn wir durchkommen, wirst du uns glauben!' Und ich riß das Brett unter seinem Fuße weg.

Er lächelte.

Nun ging es schon jählings der Brücke zu, und da und dort schrien entsetzte Leute. Ich steuerte mit dem Brette, damit wir womöglich neben der Roten Fluh vorbeikämen und so wenigstens die winzige Möglichkeit hätten, vom Wasser durchgetragen zu werden.

Die beiden saßen Hand in Hand da, rückwärts fahrend. Wir sausten am letzten Hause vorbei, schossen unter der Brücke durch und wie durch ein Riesentor hinein in ein großes Brausen. Das sog, preßte sich durch alle Poren in uns hinein, lähmte uns, schied uns ab.

Bisher war es mir gelungen, das Boot auf der linken Seite des Stromes zu halten, oder es schien mir wenigstens so; nun gehorchte es mir nicht mehr und sprang auf den hart stoßenden Wellen schaukelnd vorwärts. Das Brett wurde mir aus der Hand gerissen. Ich klammerte mich fest und lauerte gespannt auf den Moment, der mich in diesem atemraubenden, betäubenden weißen Getöse vollends überwältigen

wollte. Ludwig und Siddy hatten einander mit je einem Arm umschlungen, hielten sich mit der freien Hand an der Bank und schauten mir mit Blicken entgegen, die nichts Äußeres mehr zu sehen schienen, und sie wurden vor meinen Augen auf- und nieder- und hin- und hergeschüttelt in dem stäubenden Schaume.

Nun machte das Boot zwei große Sätze und prallte dabei hart ab, als wären die Wellen von Eis. Nun hob sich das Ende des Kahnes mit mir in die Luft, ich sah das andere Ende in den Gischt eindringen, sah Siddy und Albiez auffahren und sich umfassen, sah beide in der brodelnden weißen Masse versinken, — und war vom Sitze abgeglitten, hatte, Halt suchend, mich mit beiden Armen an der Bank festgehakt und wurde so hängend wie in einem aufrechten offenen Sarge weitergetragen, auf dem rasenden Wasser dahin, das über Siddy und Albiez hergefallen war und hinstampfte und meine Füße mit Schaum bespie. Der Rachen bebte und zuckte von der pressenden Arbeit der Wellen, ich stierte hinab, und von jedem Auftrieb und Aufquellen und Aufschäumen erwartete ich die Freunde zurück und erwartete ich den eigenen

Untergang. Nun schwankte das Boot, ich war gefaßt, von ihm zugedeckt zu werden; aber es fiel rückwärts und schnellte mich von sich. Ich wurde weitergerissen — ich traf den Kahn wieder — ich hängte mich an ihn, und nun war es ja kein Wunder mehr, daß ich unten an Land kam.

Ich. Allein."

Schwester Euphemia



Vor fast sechshundert Jahren wurde in England eine Königstochter geboren, der aus reinem und stolzem Herzen ein so seltsames Schicksal erblühte, als je einem Kinde von der guten und bösen Fee in die Wiege gelegt worden ist.

Sie hieß Philippa wie ihre Mutter und war die Tochter des ruhmreichen Königs Eduard des Dritten. Ihr ältester Bruder war Eduard, später der Schwarze Prinz genannt, das Vorbild der Helden, der Stolz und der Abgott Englands. Und in frühster Jugend schon zeigte es sich, daß Philippa und dieser fast um fünf Jahre ältere Bruder es inniger miteinander hielten, als mit den vielen andern Geschwistern. Nie ward es ihm schwer, das Spiel seiner Altersgenossen zu verlassen, um dem kleinen Ding die Puppe anzuziehen, mit Kreide oder Rötel Häuser

Hunde und Ritter auf den Tisch zu malen oder von Stiefmüttern und Hexen, Bären und Drachen zu erzählen. Wenn sie rief, sprang er immer gern von der Schaukel und hob sie hinauf, oder schaukelte, mit gespreizten Beinen sich über sie stellend, sanfter als es seine Lust war. Von seiner Wonne an ritterlichen Übungen mußte sie ihr Teil haben, ein Fortschritt schien ihm erst sicher und wert zu sein, wenn ihre Augen dazu geglänzt hatten. Er lehrte sie reiten und tanzen und riß sie mit zu seinem wilden Knabentreiben; zu ihr kam und setzte er sich, wenn unerklärbare Trauer ihm das Herz drückte, wenn ihn die flutende Frühlingsluft ein Gift und die strahlende Sonne ein Hohn dünkte: Philippa konnte ihn trösten oder doch teilnehmen. Schlank, feingliedrig, in biegsamer Kraft wuchsen sie beide empor, vom Scheitel floß ihnen dasselbe goldbraune Haar, in ihren Augen leuchtete dieselbe Bläue. Und mit der Zeit lernten sie, um andern nicht weh zu tun, auch verbergen, daß sie einander allen vorzogen, und verstanden es, in der Herzlichkeit gegen die Geschwister einander ihr Herz zu zeigen.

Philippa war noch ein Kind, als Eduard, kaum ein Jüngling, seine ersten Schlachten schlug und

den Sieg zu seinem Herold machte. Wie eine aufgehende Sonne glänzte sein Ruhm von Crecy durch Frankreich über das Meer; und in diesen aus allen Wellen widerstrahlenden Glanz starrte die Schwester, solange der Bruder ausblieb, und in diesem Lichte, an dem sie eifersüchtig wurde, sah sie alles, was geschah, und jeden, der ihr begegnete.

Im folgenden Jahre kehrte er zurück; und aufgeregt, wie sie wohl einen Zauberer erwartet hätte, lauschte sie ihm entgegen. Er war erst siebzehnjährig; aber groß und fest wie ein Mann saß der schwarzgekleidete Prinz auf dem falben Hengste, dessen Feuer er fortwährend reizte und mit prahlerischer Meisterschaft bändigte. Er war braun geworden, fast weiß kräuselte sich der Flaumbart im sonnverbrannten Gesicht und heller flammten die freiliegenden, drohendgroßen blauen Augen. Als er die Schwester unerwartet auf dem Gartenmauerbalkon entdeckte, wohin ihm die Ungeduldige entgegengelaufen war, da vergaß er den Gaul, tastete mit beiden gebräunten Händen an dem schwarzen Gewand herum und riß endlich ein dunkelrotblitzendes Ding wie eine Kette aus der Tasche, schwang es im Kreis über dem Kopf, rief wie ein

Knabe jauchzend ihren Namen und warf es ihr in sicherem Schwunge zu. Mit beiden Händen fuhr sie nach ihrer Brust, um das Geschmeide festzuhalten, und ward nicht inne, wie gewaltsam ihr das Herz pochte. Sie blickte immer nur auf den vorbeireitenden Helden und stand geraume Weile da, die Hände mit dem Granatschmuck an sich gepreßt, und zwischen den weißen Mädchenfingern quoll es rotblinkend hervor wie sickerndes Herzblut.

Endlich, als er in der Ferne ihren Augen entschwand, verließ sie die Mauer und eilte jubelnden Herzens nach der Westminsterhalle, um mit der Mutter und den Geschwistern die Heimkehrenden zu empfangen. Und immer noch lenkten sich ihre Gedanken nicht auf des Bruders Geschenk, das sie unter der Brust in der Hand hielt, wie sie den Rosenkranz auf dem Kirchgang zu tragen pflegte: versonnen trat sie zu den Schwestern.

„Was hast du?“ fragte sofort Johanna, und alle umdrängten sie neugierig. Da hielt sie es überrascht vor sich hin, entwirrte es und starrte das Kleinod an.

„Von Eddy? Natürlich —!“ rief Johanna, nahm es ihr weg und zeigte es der Mutter. Und dann ging

es von Hand zu Hand, und jede ließ die fünf Reihen des Granathalsbandes durch die Finger gleiten und versuchte das goldene Schloß.

Erst als der Prinz sich zu ihnen gesellte, riß Philippa den Schmuck wieder an sich.

„Nun —?“ fragte der Bruder, „weißt du nicht, wozu es ist?“ und er legte ihr die Kette um. Aber ihr Hälschen war noch zu schlank, und die Granatreihen fielen zusammen. „Wirst schon hineinwachsen! Der König von Böhmen hat dein Maß nicht gehabt. Aber er hat es mir selbst nach Crecy gebracht und sich für diese Ehre totschlagen lassen.“ Sich dann zu den andern Schwestern wendend, die mit verdunkelten Mienen oder Tränen in den Augen nach Philippas Halse lugten, rief er:

„Um Gottes willen, Kinder, nur keine Gesichter! Es kommt keine zu kurz! Ich kann doch nicht mit der Kraxe auf dem Rücken einziehen wie ein Hausierer! Ihr würdet es annehmen!“ und er entschädigte sie reichlich.

Je mehr der Schwarze Prinz nun von allen als Held bewundert und trotz seiner Jugend schon als Spiegel ritterlicher Ehre, Sitte und Anmut geliebt wurde, um so inniger war Philippa bemüht, ihr

altes Vorrecht auf seine Liebe zu wahren, um so bewußter und ausschließlicher war sie sein. Für sie gab es nur einen Bruder, einen Helden, einen Fürsten auf der Welt. Wenn er mit Geschwistern und Gespielen tollte und sich ausließ wie ein großes Kind, so erschien es ihr nicht viel weniger wunderbar, als wenn der liebe Gott in Person unter die Schar getreten wäre, sich den sternbesäeten, blauen Mantel hätte abziehen und sich am Barte zupfen lassen. Und ritt er mit den Kameraden zur Jagd oder zum Kampfspiel, so wollte sie es nicht verstehen, daß die andern gleichmütig neben ihm dahintrabten, mit ihm scherzten und stritten, ja, sich unterstanden, es ihm gleich- oder zuvortun zu wollen. Alle Welt schien ihr blind, nicht am wenigsten er selbst, der so gar nichts aus sich machte. Sie war die Vertraute seiner Pläne und Heldenträume und sie träumte immer weiter als er.

Die Jahre des Waffenstillstandes mit Frankreich und die Pest, die durch ganz Europa, auch durch England vertilgend ihre Gassen zog, hielten den Prinzen im Lande, und wenn er auch häufig abwesend war, einmal an der schottischen Grenze, das andere Mal im Süden, bald auf Jagd und höfischer

Kurzweil, bald in ernster Arbeit an den Waffenplätzen, so kam er doch ebenso oft zurück, und Philippas Freude an seiner Anwesenheit ward nur unterbrochen durch die noch gespanntere, nachdenklichere und fruchtbarere Freude auf sein Kommen. Ein Bruder, an dem sie kein Tädelein erkannte, verließ sie, ein Halbgott kehrte zurück, für den sie sorgen durfte, der die Unrast seiner Jünglingsjahre bei ihren einfachen Kindergedanken vergaß, oder an ihrer Unschuld scheu werden ließ.

Einmal saß er einsam auf dem niedrigen Zinnenmäuerchen eines Nebenhofes und schaute brütend vor sich. Eine junge Magd kam aus einer Tür und den Raum durchquerend am Prinzen vorbei. Rasch streckte er den Fuß vor, sie strauchelte; ohne aufzustehen, fing er die Taumelnde mit den Armen auf, drückte sie und küßte sie, da aber gerade die Schwester nachkam, schob er das kichernde Mädchen von sich.

„Was war denn das?“ fragte Philippa, sich zu ihm setzend.

Er schüttelte lachend die Locken zurück und sagte: „Hätte ich sie nicht gehalten, so wäre sie gefallen.“

„Hat sie keine Augen! Weiß sie nicht, daß sie

nicht so nahe an uns vorbeigehen soll! Aber die Mägde sind frech und zudringlich, ich kenne sie."

„Sei nicht so streng, oder sei's gegen mich! Ich bin — aufgelegt, ich könnte jeder, die kommt, um den Hals fallen und — sie gehörig verprügeln. Eine Schmach!"

„Warum hast du es nicht getan! Verdient hat sie es gewiß. Du kennst die Mädchen nicht. Du bist immer draußen und hast Wichtigeres im Kopf; aber wenn man so im Hause sitzt und nach dem Rechten schaut, so muß man manches sehen und hören, — wovon man nicht spricht. Häßliche Dinge! Pater Pirmin hat gesagt, ich sollte wegschauen und vorübergehen und nicht nach Heimlichkeiten forschen. Das Heimliche ist der Köder in der Falle des Teufels, hat er gesagt. Laß auch du es dir gesagt sein!"

Er ging begierig auf ihren Ton und ihre Betrachtungen ein; es war ihm ein bitteres Vergnügen, das ahnungslose Kind ernsthaft und besorgt von Tugend und Sünde sprechen zu hören, er sah und prüfte sich in ihr wie in einem untrüglichen Spiegel und legte die Geradheit ihrer Gedanken als Richtscheit an den Wuchs seiner Triebe und Träume.

„O was seid ihr Mädchen verderbliche Kreaturen!“ rief er übermütig seufzend. „Alle macht ihr schöne Augen und seufzet, wollt geküßt und verdrückt sein! Was soll man tun!“

Da belehrte sie ihn, er denke ganz falsch von den Mädchen. So wie er meine, seien nur wenige schlechte, gottlose, verlorene Geschöpfe, nicht wert, daß er sie anschaue; die andern aber, die meisten seien züchtig und sittsam, freilich seiner auch noch nicht wert.

Indem er sie so in verstelltem Vertrauem zu seinem Gewissensrat machte und predigen ließ, erregte er aber in ihr einen kleinen Fanatismus, eine Unbeugsamkeit ihrer Meinung und Ansprüche, die von ihrer Hingabe grell abstach und darum ihrer Hingabe nur um so tiefere Farbe verlieh. Sie kam allmählich in den Ruf der Strenge und Charakterfestigkeit, wurde dadurch gedrängt, auch wo es gleichgültig war, bestimmte Haltung und Entschiedenheit zu zeigen, wurde von den Alten gelobt, von den Jungen bespöttelt.

Ihr erfahrener Vater, König Eduard, sah dies mit Sorgen; er fürchtete eine unschmackhafte Jungfer an ihr zu erleben, und wollte doch seine Töchter nicht fürs Kloster oder den Winkel, sondern für Könige

und machtfördernde Verbindungen gezeugt und gezogen haben. Um ihr ursprüngliche Gefühle zu wecken, dachte er auf Heirat. Umschau haltend fand er, daß der Graf von Geldern, sein Verbündeter, die Tochter behutsam umwerbe. Einen solchen Bundesgenossen fest an sich zu fesseln, mußte dem König in seinen Kämpfen um das normännische Erbe wichtig sein, er ermutigte daher den Grafen und gab ihm Gelegenheit, sich Philippa zu nähern. Er wollte die Tochter selbst handeln lassen, um zu vermeiden, daß sie aus irgendeinem Grundsatz widerspäche.

Der Graf von Geldern, ein Jüngling von spröder Art, der bisher vorsichtig getastet hatte, ging nun ohne Spiel und Umschweif auf sein Ziel los.

„Philippa," fing er an, „ich bitte um Euer Vertrauen, ich bitte, nehmt mein Vertrauen wohl auf."

Sie schaute ihn ahnungslos wartend an.

„Euer Vater", fuhr er fort, „hat mich in Gnaden ermächtigt, Euch zu fragen, ob Ihr mich zum Gemahl wollet."

„Ich bedaure herzlich," erwiderte sie mit unbefangenem Ernste, „daß Euch mein Vater meine Antwort nicht erspart hat. Ich kann nicht Euere Frau werden."

Er verbeugte sich und ging.

Sie glaubte, damit sei es abgetan. Sie hatte noch nicht an Vermählung gedacht und sich noch keinen Gatten geträumt.

Nun aber kam, als ihr Vertrauter vom König zu ihr geschickt, der Schwarze Prinz. Als er seinen Auftrag auszurichten begann, trat sie, um eine plötzliche, unklare Zorneswallung zu verbergen, zu dem Doppelbogenfenster des Gemaches und starrte in den Sonnenglanz der tief unten sich hindehnenden frisch ergrünten Wiese. Er folgte ihr und stumm standen sie einen Augenblick nebeneinander, durch die Mittelsäule geschieden, von dem Zwillingsbogen umrahmt, und schauten hinaus, sie tief erregt, er ruhig überlegenden Blickes. Gleich wieder aber wandte er sich, schlang den Arm um die Schwester, zog sie ins Zimmer und sprach:

„Komm! nicht ausweichen! nicht hinzögern! nicht Zeit verschwenden!“ und mit ihr hin- und herschreitend deutete er ihr die Vorzüge dieser Heirat und redete ihr zu, sich dem Wunsche des Vaters zu fügen, ehe dieser Wunsch sich verhärte und zum Zwange würde. Verheiratet werde sie ja nun doch bald werden; der Graf von Geldern aber sei sein

lieber Freund, ein tapferer Held, im Besitze jedes männlichen Wertes, den meisten vorzuziehen. „Einen andern hast du nicht im Sinne, sonst wüßt' ich es ja. Was hast du also gegen ihn? Ich bin gewiß, du würdest es nicht zu bereuen haben, und ihm würde ich dich gönnen!" Damit ließ er sie los und blieb wartend vor ihr stehen.

Und wie er sie so anschaute und aus seinen Augen die Herzlichkeit seiner Meinung und seines Wunsches leuchtete, da geschah es, daß Philippa in plötzlichem Entsetzen zurückfuhr; denn der, den sie einzig begehrte und jemals begehren konnte, stand vor ihr, ungeahnt, aus der Nacht der Gefühle an das Licht gerissen, ein Schrecken und doch sofort willkommen geheißen von aller Glut und Kraft ihres Wesens. Sie entsetzte sich vor dem Jubel ihres unbändigen Herzens und floh.

Sie versuchte gar nicht, die Sündhaftigkeit ihres Triebes vor sich selbst zu beschönigen, sich auf seine Abschwächung und Bändigung zu vertrösten; auch im Momente des religiösen Abscheus schwoll ihr Herz vor Glück, vor erlösender Zufriedenheit mit seiner Wahl, und wäre es ihr möglich gewesen, ihr Gefühl ungeschehen zu machen, sie hätte es nicht

gewollt. Nur darum sorgte sie, wie sie sich ihr Glück zu retten vermöchte, unschädlich, schuldlos.

Sich vermählen lassen konnte sie nicht, bleiben auch nicht; ihr Vater aber würde sie nicht in ein Kloster geben. Was blieb ihr übrig, als sich aus dem Lande zu stehlen und fern von den Ihrigen die Stätte zu suchen, wo sie sich und ihr Herz verschließen könnte! Nach Kurzem entschieden, kehrte sie zu ihrem Bruder zurück und bat ihn, beim Vater drei Tage Bedenkzeit zu erwirken, während der sie ganz sich selbst überlassen bliebe.

Er ging, kam zurück und sagte:

„Vater meint, zu bedenken sei da nichts; im Grunde hat er recht.“

„Wenn nichts zu bedenken ist, — gut! dann hab ich meine Meinung ja längst gesagt!“ erwiderte sie heftig; denn so wurde ihr Vorhaben schwierig.

„Nein, Philippa, keine Angst! Du hast ja die drei Tage, sechs, wenn du willst!“

Sie jauchzte, umarmte den Bruder und küßte ihn hingegeben. Er erstaunte. So unendlich wichtig war ihm diese Bedenkzeit nicht erschienen, und er bereute, das Mädchen durch seinen Scherz noch gereizt zu haben. Er strich ihr mit der Hand über

den goldenen Fluß ihres Haares und klopfte ihr beruhigend auf den Rücken. Einen langen Moment hing sie so an seiner Brust in süßer Ohnmacht gegen ihr Gefühl, zum Abschied. Dann trat sie von ihm zurück, betrachtete ihn, wie er dastand, mit den großen kühnen Augen verwundert lächelte und dazu den Kopf schüttelte, daß die blonden Locken über die breiten Schultern hin- und herfegten; — betrachtete seine schlanke, schwarzgekleidete Gestalt, den Gürtel, in dessen Silberstickerei die Pfauenfedern und die Doppeldevise „Hoh mut" und „ich dien" abwechselten, — und beseligt von dem Kusse, den sie sich vom Rande des Abgrundes erbeutet, eilte sie davon.

Am andern Tage bestieg ein Mädchen in geringem braunem Kleide, grauem Überwurf und weißem Kopftuch, unter dem eben noch ein Kranz mißfarbener Haare um das braune Gesicht zu sehen war, ein Schiff, das Rheinwein nach London gebracht hatte und nun mit Wolle befrachtet nach Köln zurückging. Das Mädchen war Philippa. Nachdem sie sich im Schiffe umgesehen und ihr kleines Bündel untergebracht, stand sie lange da und schaute auf die Stadt, die von den Männern ihres Blutes groß

und berühmt gemacht worden war und den bewundertsten Helden seines Stammes in sich barg, und ihre Finger spielten aufgeregt mit dem Rosenkranz, den sie zum Anzeichen frommer Fahrt in Händen hielt.

Das Schiff stieß ab, sie setzte sich, und als es unter der menschenvollen Londonbrücke und der Kapelle des heiligen Märtyrers Thomas hindurchglitt, neigte sie nach raschem Aufblick andächtig das Haupt auf die vereinigten Hände. Das Gesicht in der Fahrtrichtung gewendet, blieb sie sitzen, und solange es die Themse hinabging, schaute sie nicht mehr zurück, nicht zur Seite.

So sehr auch das Treiben der Schiffer und der Mitreisenden ihre Neugier weckte, so konnte sie den Abstand, den sie zwischen sich und dem Volke zu fühlen gewohnt war, nicht überwinden, sie hielt sich zurück, saß meistens still für sich da und beobachtete das Auf- und Abwogen der Wellen, den hin- und herwogenden Kampf ihrer Gefühle und Gedanken. Ihr von den Seelsorgern anerzogenes, unbestimmt quälendes Sündenbewußtsein war nun auf einmal durch diese verbotene Liebe gerechtfertigt, gefestigt, geschärft; Herrin ihres Gefühls geblieben und allem

unbekannt noch drohenden Fluch entgangen zu sein, erfüllte sie mit Zufriedenheit und Zuversicht auf ihren Willen; eine langsam auftreibende, wachsende Trauer und Sehnsucht aber stärkte wieder den Trieb zu dem versagten Glück, der ihre Schuld war, und so durchliefen ihre Gedanken immer denselben Kreisweg. Und als sie angesichts der Türme Kölns an Land ging, war sie zerknirscht und kleinmütig über ihre Verruchtheit und über ihr unaustilgbares Glücksgefühl.

Andachts- und trostbedürftig, nahm sie sofort den Weg zum Dome der heiligen drei Könige, von dem ein langsam aufsteigender Teil die künftige Riesengröße ahnen ließ. Lange verharrte sie in Gebet und Betrachtung, und einmal schrak aus ihrem gequälten Herzen die Erinnerung an jene Geißelbrüder empor, die im Jahre nach der Pest vom Festlande zur britischen Insel hinübergeströmt waren. Und sie schaute die grausige Menge sich durch die Gassen wälzen, Dornkränze tief in die Stirn gepreßt, so daß Blut über die brennenden Augen und hohlen Wangen troff, entblößt bis zum Gürtel, in dürren Armen stachelige Geißeln schwingen und sich die knochigen Rücken zerfetzen, verzerrten Gesichts

Bußlitaneien heulen und sich zuckend und schäumend im Staube wälzen. Wie eine drohende Mahnung empfand sie diese Bilder; — und sie schüttelte diese Mahnung von sich. Nein, reumütig war sie nicht! Was ihr verboten war, was sie als Sünde erkennen mußte, davon war ihr Herz selig voll, sie sah nicht die fünf Wunden des Heilands und nicht den Schmerz des dorngekrönten Hauptes; sie sah den Heldenleib des Schwarzen Prinzen, sein unbesiegbares Antlitz. Zu diesem Bilde wallfahrteten die Wogen ihres Herzblutes.

Ohne Ahnung eines Ausweges aus ihrer Verwirrung, doch gestärkt verließ sie den Dom und ging fürbaß. An einer Straßenkreuzung blieb sie stehen und schaute halb neugierig, halb unentschieden nach allen vier Winden. Da trat eine runde, saubere Frau zu ihr und fragte, ob sie fremd sei und sich verlaufen habe; sie selbst, setzte sie hinzu, sei die Wirtin vom „Blauen Hut“ und so sei es ja ihre Sache, den Fremden Auskunft zu geben. Philippa, die von ihrer Hennegauischen Mutter her die deutsche Sprache beherrschte, antwortete nur, sie sei hierhergekommen, um vor den Gebeinen der heiligen drei Könige zu beten; ob sie bleibe oder

weiter wolle, sei sie noch nicht entschlossen. Da forderte die Frau sie auf, bei ihr im „Blauen Hut" in Dienst zu treten. Betroffen blickte Philippa die enge, von spitzen Giebeln überstufte Straße hinab in die Ferne und murmelte: „ich dien", die Devise des Schwarzen Prinzen, und nahm an. Plötzlich war bei den Worten der Frau das Verlangen und die Hoffnung in der Prinzessin aufgeflammt, das Glück ihres Herzens, dem sie nicht entsagen wollte, durch Selbsterniedrigung zu büßen und freizumachen.

Geduldig diente sie den Sommer über als Magd unter dem Namen Gertraud in dem großen Gasthause. Brach auch hier in der Ferne die Sehnsucht nach dem geliebten Bruder gleich einer giftigen Wunde auf, so wuchs zugleich in der Jungfrau der Wille und Stolz, nicht zu unterliegen, als Schwester des Unbesiegbaren Herrin ihres Gefühls zu werden, mit dieser Liebe im Herzen zu gesunden. Flink, anmutig und geräuschlos verrichtete sie ihre Arbeit und war beliebt und angesehen bei den Gästen, die nicht in Versuchung kamen, ihr nahe zu tun; die Wirtin aber beglückwünschte sich zu dieser seltenen Magd, die schaffig war, ohne nach den Manns-

leuten umzusehen, aus eigenem Trieb alles recht machte und auf den Nutzen des Brotherrn bedacht war. So wurde Gertraud bald von den groben Arbeiten befreit, mit leichteren, besondere Sorgfalt und Vertrauen erheischenden bedacht und auf mancherlei Art den andern Mägden vorgezogen. Bei diesen machte es freilich böses Blut und sie versuchten gelegentlich, die unbequeme Genossin bei den Wirtsleuten anzuschwärzen, doch ohne Erfolg und ohne daß die Angeschuldigte anders als mit einem Lächeln geantwortet hätte. So lernte sie nun die Menschen kennen, wie sie sind, und schaute daneben ihren Bruder nur um so schöner und einziger. Was sie dabei von Liebe mit ansah und hörte, das war zu gering, als daß es den Traum ihres Herzens hätte befruchten oder vergiften können. Sie fühlte sich wohl in diesem niedrigen Dienste, sie vergaß sich über der ermüdenden Arbeit des Tages, sie wurde ruhiger in Sinnen und Sehnsucht.

Eines Morgens, da es schon auf den Herbst zuging, war sie früh mit den Kindern in den Garten vor dem Tor geschickt worden, um Bohnen abzunehmen, und hatte guten Mutes in der gelinden Sonne gearbeitet und sich mit dem kleinen Volke

getummelt. Zum Imbiß heimkehrend, erstaunte sie, das ganze Haus in Bewegung zu sehen und alsbald vom Stadtknechte festgenommen zu werden. Eine fremde Kaufmannsfrau, die schon einige Tage im „Blauen Hut" wohnte, hatte ein Kleidungsstück vermißt und Lärm gemacht, und als man die Kammern der Dienstboten durchsuchte, war das Gewand in Gertrauds Bett unter dem Strohsacke gefunden worden. Sie lachte, nachdem sie dies erfahren hatte, und rief:

„Das ist mir aber ein schlechter Scherz! Wer von euch hat ihn gemacht, ihr Mädchen?"

Nun fuhren die Mädchen über sie her, nannten sie Diebin, Verläumderin, schlechtes Mensch und überschütteten sie fuchtelnd und drohend mit Hohn und Schimpf, bis Frau Möltgen, die Wirtin, dazwischenkam, mit einigen Maulschellen nach rechts und links Ruhe herstellte und sagte:

„Wenn Gertraud es getan hat, kenne ich die Menschen nicht! Die Hand leg' ich für sie ins Feuer."

Die Mägde schrien: ja, sie habe es stets mit Gertraud gehalten; das nütze jetzt aber nichts. Sie hätten dem Biest nie getraut! Stille Wasser seien tief.

„Frau Möltgen," sprach Gertraud ruhig, „ich habe es nicht getan, Ihr braucht Euch meiner nicht zu schämen; aber ich will lieber vor den Richter, als mich hier vor diesen da verantworten."

Gefolgt vom ganzen Trosse ward sie abgeführt. Da sie vor dem Richter ihre Unschuld nur beteuern, nicht aber beweisen konnte, und da dem guten Zeugnisse der Wirtin die Tatsache des Fundes gegenüberstand, auch das Geheimnisvolle an Gertrauds Person, worüber sie jede Aufklärung verweigerte, immerhin verdächtig erschien, so wurde sie von der einfachen Justiz der Zeit für überführt erklärt, zum Halseisen verurteilt und der Stadt verwiesen.

Sie sagte nichts zu ihrer Verurteilung, stolz und ruhig sah sie über die Leute hinweg und bot unbewegt den Kopf, der den Diebstahl nicht ausgedacht, und die Hände, die ihn nicht begangen hatten, dar und ließ sie in das Halseisen schließen.

So mußte sie auf dem Markte vor dem Rathaus in der gaffenden Menge stehen. Die Mägde, denen es eine Wonne gewesen wäre, vor sie hinzutreten, die Zunge herauszustrecken und alle erdenklichen Schimpfnamen zu rufen, wurden zwar von der Wirtin heimgetrieben; aber darum war Gertrauds

Pein nicht geringer. Der Haufe drängte sich vorbei, erzählte sich des Mädchens Missetat, sprach Bedauern oder Schmähung aus, die Männer prüften und besprachen frech ihre Schönheit und junge Burschen riefen ihr unflätige Witze zu. Sie schloß die Augen oder sah wie gebannt auf ihre verarbeiteten Hände, die da vor ihrer Nase aus dem Brett herauswuchsen, sie dachte an den geheimen Grund dieser von Gott verhängten Strafe und empfand und genoß eine lange nicht gekannte Ruhe in ihrem Herzen.

Einmal fühlte sie ein Paar Augen aus der Menge heraus so fest auf sich gerichtet, daß sie nicht widerstehen konnte; sie schaute auf und erblickte einen breiten und festen Mann der zwanziger Jahre, dessen große blaue Augen sie versonnen und versunken anstierten. Über ihn hinstreifend, fühlte sie etwas Bekanntes, vielleicht nur weil sie Teilnahme fühlte.

Die Sonne zog über dem schutzlosen Haupte des Mädchens ihren langsamen Bogen.

Plötzlich erschrak sie, ihr Ohr vernahm heimatliche Laute. Sie beherrschte sich zu einem gleichgültigen Blicke und sah in prunkenden Gewändern einige

englische Herren, die ihr zum Teil aus der Heimat bekannt waren. Nun galt es ruhig Blut, damit sie nicht erkannt und gar nach Hause gebracht würde.

„Schauet“, sagte einer der Herren. „Sieht die Person nicht der Prinzessin Philippa gleich?“

„Der verschwundenen —? Wahrhaftig!“ rief ein zweiter. „Auf und nieder! Gestalt — Kopf — das üppige Haar! Dieselbe breite Stirn, die geraden Brauen, die feine Nase, der Mund streng und lüstern zugleich, fast wie der des Königs! Auch den stolzen Zug von der Nüster zum Munde hat sie!“

„Aber stärker ist sie als Prinzessin Philippa, derber; schau nur die Hände!“

„Philippa ist auch jünger. Wo sie wohl hingekommen ist —? So elend wird es ihr nicht gehen wie dieser Doppelgängerin, und wenn sie tot ist!“

„Übrigens — wie eine Engländerin sieht diese da fast auch aus; ich will sie einmal fragen!“ und an Gertraud sich wendend, rief er: „Bist du aus England? — He, Mädchen, bist du aus England?“

Sie richtete nur einen hilflos verwunderten Blick auf den Frager und ließ den Tränen freien Lauf.

Eine rauhe Stimme aber sprach nun in barschem Dialekte:

„Ihr Herren, habt doch ein Einsehen und laßt sie! Sie ist unschuldig. 's ist meine Schwester."

„Wahrhaftig!" antwortete einer der Engländer, „sie sieht aus, als wäre sie unschuldig!" er neigte grüßend den Kopf und zog sich mit den andern zurück.

Gertraud aber betrachtete staunend ihren Verteidiger und erkannte den Mann, der sie aus der Menge mit so großen Augen angeblickt hatte. Er stand nun vor ihr in hohen Stiefeln, deren weiche Stulpen über dem Knie zurückgeschlagen, doch lang genug waren, um die ganze Beinlänge zu decken. Ein grauer Zwilchrock reichte ihm fast bis zum Knie, ein dunkelblauer Mantel hing faltig hinten über die Schulter hinab, den hellblonden Kopf bedeckte eine Lederkappe, die nicht brauner war als das sonnverbrannte Gesicht. Im Gürtel trug er ein langes Messer, und seine Hände stützten sich auf das in einer Scheide steckende Eisen einer langen Axt. Wie eine Schildwache stand er da, und aus dem massiven, länglichen Gesicht mit der geraden Nase und dem viereckigen Kinn schauten große

blaue Augen mit kalter Entschlossenheit. Dieser Blick gemahnte sie an ein anderes Auge, das Blut schwoll ihr zum Herzen, sie fürchtete hinzusinken, so bebten ihr die Knie.

Der Mann blieb, ohne sie weiter anzublicken, vor ihr stehen und verleidete es den Leuten, sie mit Reden zu belästigen.

Als sie abends befreit wurde, faßte er sie bei der Hand, zog sie, derb auftretend, durch die Menge und fragte:

„Höre, Mädchen, wie heißt du?"

„Gertraud", antwortete sie, hätte aber dem vertrauten Blick seiner Augen fast „Philippa" geantwortet.

„Warum hast du da stehen müssen? Was hast du gebost?"

„Sie behaupten, ich hätte gestohlen." Es war ihr zuwider, den Hergang zu erzählen und selbst vor der guten Meinung dieses Mannes sich zu verteidigen, und sie schwieg.

„Ich habe dir angesehen, daß du unschuldig bist. Du gleichst meiner Schwester selig. Wahrhaftig, wie ich dich im Vorbeigehen sehe, fährt es mir durch alle Glieder, ich denke: da steht ja das Dorle!

Nur ihr Haar war weißer als deines, und derber war sie am Leib, mehr mein Schlag; aber sonst zum Verwechseln! Aber sie ist tot, schon ein Jahrer drei. Jetzt ich, ich hab' nicht vorbeikönnen, ich hab' müssen stehenbleiben und zusehen, daß es nicht zu wüst hergeht. Und ich meine, es schadet keinem Menschen, einmal zu schmecken, was Schande ist. — Und da hätt' ich jetzt eine Frage an dich: wo denkst du jetzt hin? Wo bist du daheim?"

„Nirgends. Ich war Magd im ‚Blauen Hut'; aber das ist aus, in vierundzwanzig Stunden muß ich außer Stadt sein."

„Wie wär's, wenn du mit mir gingest? Ich hab' noch den Vater zu Haus, da könntest du bei uns nach dem Rechten sehen und wärst gehalten wie die Schwester selig. Bis jetzt tut es die Nachbarin, und die Base kommt alle Woche einen Tag; aber es hat keinen Schick so und kein Gesicht."

„Du bist nicht hier zu Hause?" fragte sie.

„Nein, weit von hier, rheinaufwärts, am Schwarzwald, Pforzheim heißt's. Ich bin Flößer. Wir bringen die Flöße sonst nur bis zum Rhein; aber diesmal hat's mich nicht gelassen, ich hab' auch einmal sehen müssen, wie weit meine Tannen

schwimmen, und bin mitgefahren bis ins Nieder-land, und — hab's jetzt so getroffen! — Wenn du den Weg nicht scheuen tätst —?"

„Ich gehe mit", antwortete sie; je weiter, um so lieber war es ihr.

Er begleitete sie in den „Blauen Hut", wo sie ihr Bündel holen wollte. Ihr voraus, als ginge sie ihn nichts an, schritt er durch den Hausflur und die Treppe hinauf in die Trinkstube, setzte sich und verlangte eine Kanne Wein. Während ein Junge ihn bediente, trat Gertraud an den Schenktisch zur Wirtin, sprach mit ihr und bat um das Päckchen, das sie ihr beim Dienstantritt in Verwahrung gegeben. Die Frau ging, es zu holen, und war kaum aus der Tür, als eine der Mägde hereinschoß und mit auf-gestützten Armen vor Gertraud stehen bleibend, anfing:

„So? Ist die Prinzeß wieder da? Ei, ei! Aber wo hast du deinen neuen Halskragen gelassen? Der stand dir doch allerliebst!"

Der Flößer sah überrascht auf und hörte zu, mur-melte kopfnickend „Aha" und trat gelassen hin, faßte die Magd am Arm und sprach ruhig:

„Mädel, du sagst mir jetzt im Vertrauen, wer es war! Du weißt's!"

Sie fuhr herum, schlug sich vergebens ab, aus seiner unbeweglichen Faust loszukommen und schrie:

„Laßt mich los! Ich weiß von nichts! Mit Euch hab' ich nichts zu tun!"

„Du wirst mir's schon sagen!" entgegnete er, drehte sie um, packte sie hinten am Rockbund, hob sie im Schwunge vom Boden und durch das Fenster hinaus und hielt sie mit ausgestrecktem Arm über die Tiefe des gepflasterten Hofes:

„Jetzt, Alte, sprich weiter!"

„Ich falle!" schrie sie. „Nimm mich hinein! Gertraud hilf mir! Hilfe! Ich falle! Ich will es ja gestehen! Ich hab' es ja getan! Ich falle — ich —"

„Aha, kommt's dir?" sagte er, nahm sie wieder herein, schleuderte sie von sich, daß sie mitten im Zimmer zusammenfiel, und brummte dazu:

„Ei, so verreck!"

Die Leute kamen auf das Geschrei herbeigelaufen, die Wirtin stand vor der noch auf dem Boden liegenden Magd und fragte; die Magd rührte sich nicht.

„Laßt sie! Sie hat ihr Fett!" sprach der Flößer und tat einen Zug aus der Kanne. „Ich habe mit

ihr abgerechnet. Ich denke, sie bringt kein Unschuldiges mehr in das Halseisen!" Als man ihn aber des Genaueren fragte, erwiderte er abwehrend:

„Wenn ich nur wüßt! — — Fragt meinetwegen die da! Da liegt sie ja krottenbreit; die weiß ja am besten, was und wie."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da fuhr die Magd in die Höhe, zur Tür hinaus, die Treppe hinauf, und nach einem Augenblick der Überraschung fast alle andern hinter ihr drein.

Gertraud war erschöpft auf die Bank gesunken. Den ganzen Tag über hatte ihr Stolz und ihre Demut sie aufrecht gehalten; als nun aber der Flößer die Magd zur Rede stellte und zu beichten zwang, da hatte Gertraud die Macht über sich verloren; bangend und bebend, als könnte das Wort des elenden Weibes ihr wirklich Ehre geben und nehmen, hatte sie auf die Antwort gewartet und sich danach kraftlos und für alles fernere teilnahmslos auf der Bank niedergelassen. Die Wirtin trat nun zu ihr und trieb sie an, sogleich einen Stadtknecht zu holen, damit die Magd Gudula festgenommen und andern Tags zur Strafe gebracht

werde; aber Gertraud schüttelte den Kopf, schüttelte auf alles nur den Kopf und sagte endlich:

„Ich habe genug von heute. Ich habe das Halseisen getragen, mit dem Hals und mit dem Herzen, und kein Mensch kann es mir mehr abnehmen, am wenigsten Gudula. Das ist vorbei. Und morgen geht es weiter. Dieser Mann hier hat mich als Magd gedungen, vom Schandpfahl weg, ich will ihm dienen — —." Bei diesem Wort verstummte sie und schaute vor sich hin. Dann setzte sie hinzu: „Euretwegen, Frau Möltgen, freut es mich, daß kein Verdacht mehr ist."

„Kein Augenblickchen hab' ich es geglaubt, Gertraud! Laß gut sein, ich weiß Bescheid. Ich habe noch keine Magd gehabt, wie du bist, und werd' auch keine mehr kriegen. Aber die — soll mir noch vor die Augen kommen! — Hier ist dein Päckchen, Gertraud: sieh nach, ob es noch verschnürt ist, wie es war! Deinen Lohn kriegst du erst morgen. Und du tust mir die Schande nicht an und schläfst, so lange du in Köln bist, unter einem andern Dach! Der Mann soll dich — in Gottes Namen — abholen kommen, wann es fortgeht. — Ihr seid aus dem Oberland, denk ich, der Sprache nach?"

„Ja, da bin ich her!“ erwiderte der Flößer. „Also dann geh ich jetzt, Gertraud, und hole dich morgen früh ab. — Was bin ich schuldig, Wirtin? Der Wein war gut.“

„Nichts seid Ihr schuldig. Ich habe noch genug im Keller; trinkt, soviel Ihr wollt!“

„Für diesmal dank ich und sage ‚Vergelts Gott!‘ Wenn ich wieder nach Köln komme, werd ich fragen, ob Ihr noch von dem guten, billigen Wein habt.“

Er ging.

Mit einem Reitesel, den er abends noch erhandelte, hielt er am andern Morgen vor dem Gasthaus zum „Blauen Hut“. Begleitet von der Wirtin und ihren Kindern kam Gertraud mit einem Sack, der ihre Siebensachen enthielt, und schalt den Mann, daß er ihretwegen ein Tier gekauft habe; er aber meinte, das Dorle, seine Schwester selig, würde er auch nicht zu Fuß mitgenommen haben, mit Weibsleuten komme man so nicht vom Fleck.

Sie betrachtete prüfend das Tier und den Sattel.

„Komm, ich helfe dir hinauf,“ sagte der Flößer. „Viel Zeit haben wir nicht. Vor dem Gereonstor treffen wir Reisegesellschaft.“ Und er nahm das

Mädchen bei den Oberarmen und hob es leicht wie ein Kind auf das Tier.

Gertraud mußte lächeln, indem sie daran dachte, mit welch strenger Form sie früher aufs Pferd gehoben worden war, und daß ihr Bruder, der Schwarze Prinz, sie wohl auch einmal überraschend bei den Oberarmen gepackt und wie eine Puppe hinaufgesetzt habe.

„Gelt aber, da droben ist's doch besser!" rief der Flößer, als er sie heiter sah.

Sie nickte ihm noch lächelnd zu, dann quollen ihr die Träuen aus den Augen, das Herz ward ihr plötzlich von Erinnerung schwer, schwer wie eine überfüllte Schatzkammer.

Noch ein Abschied, dann kreuzten sie durch die Gassen und erreichten rechtzeitig die Reisegefährten, mit denen es rheinaufwärts gehen sollte; denn vereinzelt zu reisen war nicht geheuer.

Gegen Mittag eines Oktobertages, als die Sonne den Morgennebel zerstreut und auch den Tau schon wieder vom Grün weggesogen hatte, kamen die Reisenden aus dem Walde nordwestlich über Pforzheim hervor. Der Flößer, der neben Gertrauds

Esel einherschritt, hielt das Tier an, schirmte mit der Hand die Augen gegen die Sonne, die von rechts über das breit und langhingestreckte Flußtal herüberschien, und sagte:

„Da wären wir jetzt also zu Haus!"

Gertraud blickte das Tal hin und zurück. Der Weg zog von der halben Höhe des langhingedehnten Hügels durch Äcker und Wiesen langsam hinab zur Stadt, noch eine kleine halbe Stunde weit. Beherrscht und beschützt von dem Schloß, das mit mächtigem Bergfried von einer Hügelstufe hart über der Stadt aufragte, sank diese mit ihren Giebelhäusern, Kirchtürmen, Mauer- und Tortürmen sanft hinunter zur Enz und langte mit einer kleinen Vorstadt noch über den Fluß hinüber. Dort, auf der andern Seite des Tales stieg ein bewaldeter Höhenzug hinauf, der sich, in schlankem Bogen der Enz folgend, hinter der Stadt herumwandte. Aus dem tiefen Tannengrün der Wälder flammten die Herbstfarben der Laubhölzer auf, das rasche Wasser blitzte zwischen den Wiesen und zwischen den Häusern der Stadt. Aus den Dächern hob sich blauer Rauch in einen Himmel vom gleichen dunstigen Blau, und so war es, als ob der Stoff des Himmels

aus den Dächern quölle und nach allen Seiten über Tal und Wälder und Höhen hinausblühte.

„Geht einem da nicht das Herz auf?“ fragte der Flößer.

Gertraud sah ihm freundlich in die Augen und nickte; aber in ihrem Herzen spiegelte sich eine andere Stadt, gewaltigere Türme, vollere Wellen. Und der Gedanke bedrängte sie: so gut sie ihre Sehnsucht in stolzer Selbstbändigung durch diese ihr gleichgültige Welt trage, würde sie auch zu Hause neben dem Bruder ihre Liebe zwingen, verbergen und zugleich erzeigen können; wäre sein Heldentum ohne Furcht und Tadel nicht die sicherste Bürgschaft dafür gewesen, daß die Schwester sich neben ihm beherrschen würde! Wie ein hitziger Wein trieb ihr dieser Traum das Blut durch den Leib, sie schwankte auf dem Tier, mußte tief aufatmen und unterdrückte mit Mühe schmerzende Seufzer. Daran aber fühlte sie auch schon die Gefahr ihres Traumes, die verräterische Tücke dieser Spiegelung: sie schüttelte sich und bemühte sich, ihrem Begleiter zuzuhören.

„Das da drunten —“ sagte er und zeigte auf ein Dorf, das rechts im Tale lag, auch etwa eine halbe Stunde vor der Stadt, „das ist also

Brötzingen!" und es klang, als ob damit viel gesagt wäre. „Das Schloß dort links über der Stadt mit dem großen Turm ist das Schloß unserer Markgrafen. Wohlmeinende Herren, man kann's aushalten. Die Vorstadt rechts über dem Wasser drüben ist die Au, dort wohnen wir. Das dritte Haus am Wasser, das mit dem Erker, ist unser. In dem Erker sitzt der Vater und hat das Zipperlein und guckt auf das Wasser, ob nicht ein Floß kommt; jetzt kann er lange warten, bis nach Ostern, aber er paßt doch immer auf. Der Einschnitt in dem Waldhöhenzug da drüben noch oberhalb der Au ist das Nagolttal, da fließt die Nagolt her und an unserm Haus vorbei in die Enz, und unser Holz auch. Der Wald weiterhin im Südosten, gerade über die Stadt weggesehen, ist der Hagenschieß, dort jagt der Markgraf Hirsch und Wildschwein. Manchmal, wenn ich einen Floß die Enz hinunterführe, birschen sie droben, und während ich durchs Wehr sause und bis über die Brust ins kühle Wasser fahre, hör ich durch das Rauschen die Jagdhörner und die Hunde und denke, was ist jetzt schöner? — Und jetzt wollen wir weiter, damit wir auch noch was Gescheites in den Magen kriegen!"

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, so dröhnte die Zugbrücke des Heiligkreuztors unter dem Getrappel des Esels und die Vorstadt nahm die Ankommenden auf. Es war Essenszeit und niemand auf der Gasse, die Schmiede war still, nur vor dem „Trappen“ war ein Reitpferd ange=bunden und schlug mit dem Huf das Pflaster. Manchmal kam jemand ans Fenster, um nachzu=sehen, und rief ein paar Grußworte. So, in der Richtung von Westen nach Osten, ging's auch durch das Brötzinger Tor, das die innere Stadt abschloß, und durch die Brötzinger Gasse, deren mäßighohe Giebelhäuser dicht aneinanderstanden und sich mit vorgebauten Stockwerken gegeneinander neigten, so daß die schräge Herbstsonne nur von den Seiten=gassen her Lichtbrücken über den schattigen Weg warf. Überrascht musterte das Mädchen die Häuser, Gassen und Plätze, die ihr Gefährte auf der Reise so oft beschrieben und gerühmt hatte und jetzt wieder kurz bezeichnete, und halb belustigt, halb ge=rührt grüßten ihre Augen. Als dann rechts hinab der Markt, vom Rathaus und adligen Höfen um=ringt, sich weit auftat wie ein riesiges Sammel=becken für dieses warme Herbstsonnenlicht, da hielt

der Flößer an, deutete die links ansteigende Straße hinauf, die durch einen breiten Torbau gesperrt und von den roten Sandsteinmassen eines gotischen Münsters und des gewaltigen Schloßturms überragt war, und sagte:

„Der Schloßberg!"

„Ja", erwiderte sie, wandte aber nicht einmal den Kopf.

Da trieb er weiter, und Hühner und Tauben aufscheuchend klang über den großen, sonnenstillen Platz der trippelnde Huf des Esels und der schwere Schritt des Mannes. Wo die sonnige Tränkgasse sich südwärts zur Enz abzweigt, wurde der Flößer von einem Manne angerufen:

„Grüß Gott, Aaber! auch wieder hiesig?"

„Freilich, freilich! Grüß Gott!" erwiderte dieser, ohne sich aufzuhalten. Der andere jedoch blieb stehen, schaute die Reiterin an, schüttelte den Kopf und machte zwei Schritte, als wollt er nachlaufen, blieb wieder stehen und glotzte, schüttelte wieder den Kopf und rannte murmelnd davon.

Durch das Tränktor verließen sie die befestigte Stadt und kamen zu der auf Steinpfeilern ruhenden, gedeckten Holzbrücke, die sie mit warmem

Holzduft und polterndem Widerhall empfing. Über dem gepflasterten Mittelpfeiler, wo die Holzbedachung aussetzte, hielt der Flößer, deutete übers Wasser hinauf nach der entgegenschauenden Reihe Giebelhäuser und sprach:

„Von oben das dritte, mit dem Erker!" Sie nickte. Wie anders hatte sie all dies geschaut, wenn er davon erzählte!

Es ging weiter. Gerade tauchten sie aus der Dämmerung der Brückenhalle wieder an die Sonne, da schoß mit freudigem Gebell ein gelber Rattenfänger um die rechte Ecke, sprang am Flößer empor, warf sich vor ihm auf den Weg, wälzte sich und fuhr dazwischen auch kläffend auf den Esel los. Der Mann begrüßte den Hund mit Streicheln und befahl ihm Ruhe.

„Hierher, Schnauz!" sagte er, nahm den Zipfel von Gertrauds Mantel und hielt ihn dem Hunde hin. Dieser schnupperte.

„Das ist Gertraud! Verstanden? — Und jetzt vorwärts!" Der Hund jagte bellend davon. „Er hat meinen Schritt erkannt, als wir über die Brücke kamen."

Sie bogen rechts um die Ecke und fast am

anderen Ende der Gasse hielten sie vor einem Hause rechter Hand, wo sich die Straße zu einem Vorhofe verbreiterte. Während der Hund sie unstillbar umtollte, erschien aus der dunklen Tiefe der niedrigen Bogentür des Hauses ein weißhaariger, gebrechlicher Mann an der Sonne, hielt die verzogene Hand über die Augen und rief mit noch klingender Stimme:

„Grüß Gott, Georg! Kommst Du noch in diesem Leben! ich hab gemeint, ich erleb es nimmer! — Gelt aber, der Schnauz! plötzlich rast er unterm Ofen vor und fort — da hab ich schon gewußt, was ist. — Wer ist da bei Dir?"

„Ja, Vater," erwiderte der Sohn, indem er dem Mädchen vom Tier half, „ich bin wieder da und hab auch jemand mitgebracht. Heißet sie willkommen!"

Der Alte aber tat, als nun die beiden auf ihn zugingen, wankend ein paar Schritte rückwärts und stammelte:

„Jesus Maria! Alle guten Geister —! Dorle — Dorle —."

„Gelt —" rief der Sohn, „Ihr meint auch, Ihr seht das Dorle! Mir ist's auch so gegangen.

Drum hab ich sie auch mitgebracht. Sie heißt Gertraud, mir kommt's aber immer, daß ich Schwester zu ihr sage. Sie will bei uns bleiben und für uns hausen."

Der Alte drehte sich um, tappte brutteInd nach der Stiege und setzte sich auf die nächste Stufe.

„Was ist los?" fragte der Sohn.

„'s ist mir in die Glieder gegangen. Ich bin halt ein alter Kracher!" erwiderte der Greis, ohne aufzuschauen.

„Dann gebt ihr die Hand zum Gruß! Worte braucht's sowieso nicht. Und an dem Händlein werdet Ihr schon spüren, daß es nicht das Dorle ist und kein Geist aber auch nicht."

Der Vater gab ihr die Hand und brummte, indem er sie unsicher anblickte:

„Willkommen also — in Gottes Namen!"

Sie dankte dem widerwilligen Gruß mit demütigen Worten und folgte dann dem jungen Aaber die Treppe hinauf, um abzulegen und gleich für den Imbiß zu sorgen.

Später, als der Alte unter dem gotischen Kreuzgewölbe seines Erkers saß und aufs Wasser blickte, auf dem sein Leben dahingeglitten war, erzählte ihm

der Sohn, wie er das Mädchen gefunden und schloß mit den Worten:

„Ich hab's gleich gemerkt, Vater, Euch will's nicht hinunter, daß ich sie mitgebracht habe; aber glaubt mir, es hat so sollen sein! Warum hab' ich gerade diesmal, als zög's mich an allen Fasern, den Rhein hinunterfahren müssen? Warum hab' ich in Köln gerade noch einmal auf den Markt laufen müssen, wo ich doch schon gewesen war —?!"

„Ja, so geht's heutzutage zu!" brummte der Vater. „Ihr Buben wißt alles anders und besser als wir. Aber das sag' ich dir: hätt' ich meinem Vater derart ein wildfremdes Weibsbild ins Haus geschleppt, die dickste Stange hätt' er auf mir verhauen!"

„Das dürft Ihr auch, Vater, — wenns noch langt! Aber ist damit bewiesen, daß ich Unrecht hab'? Und ich mein' alls, so gar wildfremd ist sie Euch nicht gewesen!"

„Und wenn sie dem Dorle zehnmal ähnlich sieht, sie ist's halt doch nicht, sondern eine irgendwo aufgelesene!"

Dabei blieb's.

Gertraud fühlte vom ersten Blick an, daß sie dem

alten Aaber nicht willkommen sei, doch ließ sie es sich nicht verdrießen. Glücklich, der Gefahr entwichen zu sein und die Reinheit ihres Gefühles gewahrt zu haben, hatte sie sich vor einem halben Jahre mit festem Willen und Mut in eine neue Welt gewagt und wenn sie in ihr auch noch kein Ziel, ja, keinen weiterhin weisenden Weg zu erkennen vermochte, so nahm sie, seit Jahren geübt, ihr Handeln zur strengen Folge ihres Denkens und gereinigten Wollens zu machen, den Zwang und die Härte dieses Kleinlebens als Schule der Demut und als Zucht der unbekannten Möglichkeiten ihres Herzens mit Büßerwonne hin.

War der Sohn außer dem Hause zur Winterbestellung der Felder oder bei den Holzknechten im Walde, so litt es den alten Aaber nicht am warmen Ofen oder auf seinem Erkersitz. Ein Arbeitsgeräusch aus Küche und Kammer oder, wenn alles still war, eben die Stille weckte sein Mißtrauen; so leis er konnte, humpelte und trippelte er im Hause herum, suchte das Mädchen und wenn er sie ruhig arbeitend am Herd, am Waschzuber, beim Aufräumen fand, starrte er sie ungläubig an, als habe er erwartet, das rätselhafte Wesen in eine Schlange verwandelt

zu sehen; dann fing er eifrig an, all ihr Tun und ihre Handgriffe zu tadeln und anders haben zu wollen:

„So hat's Dorle gemacht, so ist's von jeher bei uns der Brauch!"

Gertraud war stets gerne bereit, seinen Willen zu tun, genau so wie Dorle es gemacht hatte, wenn es auch geschah, daß Dorle heute anders als gestern verfuhr, und bruttelnd tappte der Alte wieder davon, auch ob ihrer Willfährigkeit unzufrieden und mißtrauisch. Geraume Zeit dröhnte das Haus noch von seinen Schritten und von der Geschäftigkeit, mit der er Tisch, Truhen und Stühle verschob und hin und her stieß. Sie aber ließ sich durch seine Wunderlichkeit nicht irre machen und war doppelt darauf bedacht, ihn unbefangen zu fragen und um Rat zu bitten, zum Plaudern zu bringen und ihm zu Diensten zu sein.

In den ersten Tagen trat sie zu ihm ans Erkerfenster und ließ sich die Aussicht erklären. Er sagte ihr, das von links her am Hause vorbeifließende Wasser sei die Nagolt, die Landzunge gegenüber mit den Linden heiße der Lindenplatz und endige im Mittelpfeiler der Brücke unten; jenseits des Linden-

platzes fließe die Enz an der Stadt hin und nehme unter der Brücke die Nagolt auf. Er deutete ihr die Türme und Häuser und, als er ein durch die Linden hindurch sichtbares Steinhaus am Wasser als das der büßenden Frauen, der adligen Dominikanerinnen bezeichnete, ließ sie ihren Blick dort verweilen und horchte nicht mehr auf seine Worte.

Sollte ihre endliche Zuflucht näher sein, als sie gedacht hatte?

Es schien nicht so.

Ein schweres Geschick wurde es bald für sie, neben Georg schwesterlich dahinzuleben. Nicht nur sein großes, starkblickendes Auge glich dem des Schwarzen Prinzen, in seiner ganzen furchtlosen und gütigen Art, in der Tapferkeit gegen jedermann und gegen sich selbst, ja sogar in mancher unmittelbaren Geste gemahnte er an jenen und mit der Erinnerung entzündete er die fressende Sehnsucht nach dem geliebten Bruder täglich aufs neue. Diese Qual, die ihr Georg mittelbar schuf, verwirrte ihre Haltung gegen ihn, es kamen Stunden, wo ihr die Bilder beider Männer ineinanderflossen, und dieselbe kaum bezwingliche Aufgabe vor ihr stand, der sie vor Monaten entronnen zu sein glaubte. Mit

gebändigtem Herzen, hoffnungslos und klaglos neben dem Geliebten zu wandeln und zu walten, war ihr ehedem zu schwer erschienen, nun gab es Momente, wo sie es wirklich wahr machte, unter der Anstrengung fast erlag und sich mühsam beweisen mußte, daß ihr Bruder fern sei und Georg Aaber ein Trugbild. In diesem peinvollen Kampfe glaubte sie nun erst die volle, von Gott gewollte Buße ihres frevelhaften Gefühls gefunden zu haben, die sie sich nicht erleichtern durfte. Dem gegenüber erschien ihr der Wunsch nach der festumfriedeten, versuchungsfreien Stille des Klosters wie eine Flucht vor der Pflicht, eine Feigheit, ein Ungehorsam gegen Gottes wunderbar führenden Willen. Doch manches Mal im Laufe des Winters sah sie aus ihrer Magdsarbeit und ihrem verzweifelten Ringen auf und über das Wasser und durch bie kahlen Linden nach dem großen steinernen Hause der büßenden Frauen.

Der Winter verging.

Eines klaren Abends im März, als sie im Garten oberhalb der Au die Beete gerichtet und Erbsen gelegt hatte und sich am Gartenhäuslein zum Heimgehen ordnete, trat Georg unvermutet zu ihr und stand eine Zeitlang stumm da, während sie das

Kopftuch ablegte und von der Arbeit sprach. Plötzlich umfaßte er sie und preßte sie an sich und rief, schrie beinahe ihren Namen. Sie machte sich frei, trat zurück und sah ihn erschüttert an.

„Siehst du denn nicht, wie es mit mir steht?“ rief er.

Sie schüttelte wie zu etwas Unfaßbarem den Kopf, sie hatte nichts gesehen.

„Ich bin deine Schwester“, sagte sie endlich, von aller Hoffnung verlassen vor dieser Verwirrung der Gefühle.

„Meine Schwester —? Du bist mir zehntausendmal lieber als meine Schwester!“

„Das darf nicht sein!“ rief sie; denn die Vorstellung, er könne sich einfach herzhaft darüber freuen, daß sie der gestorbenen Schwester ähnele, aber nicht seine Schwester sei, war ihrem verängsteten und überwachten Empfinden nicht möglich. „Aber komm jetzt! wir wollen gehen!“

„Ich lasse dich hier nicht vom Fleck!“ sagte er drohend.

„So schlage mich tot!“ antwortete sie und schaute ihm ruhig und traurig ins Auge. Als er nichts erwiderte, langsam den Blick senkte und schwer stöhnend stehenblieb, fuhr sie fort: „Du standest in

Köln neben mir, vertrautest mir, nahmst mich bei der Hand und halfest mir: glaubst du, ich könnte dir eine Bitte, nur einen Wunsch deiner Augen versagen, wenn ich ihn zu erfüllen vermöchte!"

„Du kannst es!" rief er wieder auffahrend.

„Nein, Georg!" schrie sie gequält auf, „ich kann es nicht!" und sich fassend setzte sie hinzu: „Und das mußt du mir jetzt glauben, ohne weiter zu fragen: Gib mir die Hand zum Zeichen!"

Er schlug in ihre dargereichte Hand nicht ein, er wandte sich rasch und eilte fort.

Sie stand eine Weile da, dann trat sie in die Beete vor und blickte ihm nach, dann wankte sie zu der brusthohen Mauer auf der Bachseite, legte die Arme auf, stützte das Kinn darauf und starrte ins Wasser. Langsam fielen ihr die Tränen aus den Augen und im Schluchzen schlug ihr Leib gegen die harte Steinbrüstung.

Nach einiger Zeit hörte sie Georgs Schritt wieder, sie drehte sich um, er sprach:

„Gertraud, ich kann dir nicht unrecht tun, ich muß dir glauben, was du sagst, und will versuchen, was du verlangst. Hier meine Hand darauf!"

Sie nahm seinen Handschlag entgegen, und nun stürzten ihr die Tränen mit solcher Gewalt aus den Augen, daß sie kein Wort vorzubringen vermochte; mit beiden Händen drückte sie seine schwere braune Rechte, beugte sich nieder und küßte sie.

Am andern Abend um Sonnenuntergang saß Gertraud in ihrem besten Gewande wartend auf der steinernen Rundbank auf dem Mittelpfeiler der Brücke. Bald versank ihr Auge sinnend in dem Abendsonnenglanz der Nagolt, der das schwarze Spiegelbild der Giebelhäuser umfloß oder mit flüchtigem Schimmer durchwirkte, bald durchspähte es die dämmerige Brückenhalle nach der Au hin und sah die Leute in der Helle der Straße gehen und stehen. Endlich betrat dort ein ungewöhnlich hochgewachsener Mann, den alle ehrfürchtig grüßten, die Brücke; es war der Markgraf, der um diese Zeit vom Spaziergang zurückkehrend bei der Bank zu verweilen, Umschau zu halten und mit den Leuten zu plaudern pflegte. Als er zur Bank kam, erhob sich Gertraud, machte mit Würde eine höfische Verbeugung und redete den Markgrafen in der französischen Sprache ihres väterlichen Hofes an. Erstaunt hieß er sie wieder Platz nehmen und setzte

sich neben sie. Nun erzählte sie, wer sie sei, daß sie die Heimat verlassen habe, um einer verhaßten Ehe auszuweichen, — wie es ihr dann ergangen, und das Schicksal sie hierhergeführt habe, — wie sie hier gelebt und daß sie nun dem Entschlusse, den Schleier zu nehmen, endlich zugereift sei. Sie bat ihn um seinen Schutz und um seine Hilfe zum Eintritt in den Dominikanerinnenorden, wozu sie ja ihre edle Abkunft nachweisen müßte; auch gab sie ihm einen Ring und ein Granathalsband, mittels deren er wohl vom Londoner Hofe die Echtheit ihrer Angaben bestätigen lassen könnte. Der Markgraf, der von dem Verschwinden der englischen Prinzessin gehört hatte, verhieß ihr, alles für sie zu tun und bot ihr einstweilen seine Gastfreundschaft an. Sie aber bat ihn um die Vergünstigung, sich, schon ehe die Bestätigung da sei, in das Haus der büßenden Frauen zurückziehen zu dürfen. Er versprach ihr, dafür zu sorgen. Und die Leute staunten nicht wenig, als zum Schlusse der riesenhafte Mann sich erhob, ihr mit tiefer Verbeugung die Hand zum Aufstehen reichte, sie in die Au zum Hause des Flößers Aaber begleitete und ihr zum Abschied Ehre erwies wie einer Fürstin.

Und es kam, wie sie wünschte.

Nachdem sie in der folgenden Woche das Haus geordnet und für eine tüchtige Magd gesorgt hatte, siedelte sie über das Wasser hinüber in das Kloster der adligen Dominikanerinnen, das sie nicht mehr verließ. Dieß geschah in demselben Frühjahr, in dem der Schwarze Prinz sich zu dem großen Siegeszug durch Südfrankreich rüstete. Und als ein Jahr später der ungeheure Sieg von Poitiers und die Gefangennahme des französischen Königs auch in den Klostermauern widerhallte, da war die Schwester Euphemia schon an das härene Hemd gewöhnt, an das Schlafen in Kleidern, auf der Seite liegend, Bein auf Bein, an demütige Selbstanklage vor versammeltem Kapitel, an Fasten und Geißel. Im gleichmäßigen Verlaufe der Stunden, die bei Tage wie nachts ihren büßenden Willen und ihre ganze Kraft verlangten, ward ihr Herz müde und schien wirklich seine Ruhe gefunden zu haben.

Doch als es nach einigen Jahren hieß, der Schwarze Prinz habe sich mit der Maid von Kent vermählt, da jagte mit der Eifersucht die eingeschlafene Glut empor und schüttelte den armen kasteiten Leib mit allen Qualen und Anfechtungen ver-

schmähten Lebens. Monatelang tobte das Blut in der verzweifelten Brust und, ob es in Strömen unter der Geißel von Rücken und Schulter floß, es ward nicht weniger und nicht kühler in den zuckenden Adern. Da erst ward ihre Liebe schuldig. Jetzt mußte sie erkennen, daß ihre Flucht, ihre tapfere Buße, ihre Ruhe und Rettung nur Täuschung, Selbstbetrug waren, daß die Träume, in denen sie nun brannte, jederzeit in ihrem Blute um Leben geworben hatten. Das brach sie vollends.

Nachdem die Zeit ihrem Schmerze die Kraft genommen hatte, war auch dem Körper keine mehr übrig geblieben. Die Kunde von dem frühen Siechtum und schwermütigen Vergehen des Schwarzen Prinzen fand nicht mehr den Weg zum irdischen Ohre der Schwester Euphemia.



Vorspiel



In einer funkelnden Januarnacht bog ein flinkes Mädchen in die Philippstraße ein, blieb kurz vor deren Krümmung stehen und schaute zu einem Fenster empor, das wie alle Fenster des Hauses und fast alle der Straße schon dunkel war. Ihr hastiger Atem umquoll wie Dampf ihren Kopf und bewegte die weißbereiften Federchen der schwarzen Boa, deren Ende sie vor den Mund hielt. Nun versuchte sie zu pfeifen; da es aber ihren starren Lippen nicht gelang, blickte sie nach rechts und links, umschritt dann den Häuserblock und holte den Wächter herbei, der ihr die Haustür öffnen sollte.

„So? auch wieder mal den Hausschlüssel vergessen?!" sagte er, als er mit ihr vor das Tor trat und aus dem klirrenden Bunde den Schlüssel aussuchte. Sie stieß ihre Fußspitzen abwechselnd gegen

den Prellstein, um die Füße zu erwärmen, und antwortete nicht. Während der Wächter aufschloß, gab sie ihm schon seinen Groschen, dann drängte sie sich, ehe er nur recht den Torflügel aufwerfen konnte, an ihm vorbei, gute Nacht wünschend in das Haus.

„Na nu!" brummte er hinter ihr drein und schloß wieder.

In der Hauseinfahrt zündete das Mädchen ein Streichkerzchen an, eilte dann die Treppe hinauf, und auch, als der Luftzug ihr das Licht ausgeblasen hatte, stieg sie weiter. Im dritten Stock trat sie an die gerade auf die Treppe mündende Zimmertür, machte wieder Licht und war erstaunt, auf der angehefteten Karte einen andern Namen zu lesen, als sie erwartet hatte.

„Nur gut, daß ich erst Licht gemacht und nicht gleich geklopft habe!" murmelte sie und lächelte. Im Glauben, doch erst im zweiten Stocke zu sein, klomm sie noch eine Treppe empor; als sie aber auch hier nicht den gesuchten Namen fand, erschrak sie heftig, und ihr Herz, ohnehin vom Treppensteigen erregt, klopfte gewaltsam, während sie flüsternd las und wiederholte:

„Thedmar, stud. rer. nat."

Sie leuchtete umher: nur eine Bodentreppe führte noch weiter.

„Hat denn das Haus fünf Treppen? War ich vorhin schon zu hoch gestiegen?“ murmelte sie und tastete sich mit ängstlicher Behutsamkeit zwei Treppen zurück. Doch auch hier stand nicht „Reinhold Burger, cand. med.“ Einen Augenblick lehnte sie sich an das Treppengeländer, erschöpft und ratlos. Dann machte sie wieder Licht; sorgsam, aber vor Aufregung ungeschickt auf den Zehen gehend, beleuchtete sie in den verschiedenen Stockwerken die Namen und fand richtig neben der Tür, wo sie zuerst gehalten, den ihr bekannten Namen der Wirtin Burgers an der Korridortüre; aber an der Zimmertür war jetzt eben ein fremder Name. Sie fühlte sich verraten, gefangen, beschimpft. Von Sinnen floh sie die Treppe hinunter bis zur Haustüre. Aber diese war wohlverschlossen und gab den zitternden Kräften des Mädchens nicht nach. Von einer Hoffnung ließ sie sich nach dem Hofe treiben und schaute einige Augenblicke lang in die schwarze, engummauerte, feindliche Kluft, über der hoch oben ein paar Sterne flimmerten.

Fast bewußtlos vor Schrecken und Angst strebte

sie müde und schwer wieder die Treppe hinauf nach der Tür, hinter der ihr Freund gewohnt hatte; aber mitten auf dem Wege schauderte sie und fühlte sich am ganzen Leibe schweißgebadet.

Was war mit Burger, daß er ihr seinen Umzug nicht mitgeteilt hatte?!

Wohnte vielleicht einer seiner Freunde da, dem sie klopfen, den sie um Öffnung des Gefängnisses bitten konnte?

Nein! Pfui! Sie schüttelte sich. Und im Gefühl, es müßte doch einen guten Ausweg geben, nur sei sie zu verwirrt, ihn zu finden, stieg sie weiter und weiter. Oben auf der Bodentreppe, die in der Nacht gewiß nicht begangen wurde, dort konnte sie ja warten, bis es Tag und das Haus geöffnet würde.

Aber es wehte so eisig von der Bodentür herunter, daß sie nicht bleiben konnte. Sie schlich zurück, und plötzlich ward sie vom Gefühl der Hilflosigkeit übermannt, sie ließ sich mitten auf der Treppe sinken und kauerte sich zusammen. Sie ergab sich darein, mochte kommen, was da wollte. Nur nicht mit nassem Leibe dort im schneidenden Luftzuge sitzen! Es war ja auch hier kalt und unbequem genug.

Und nun dachte sie sich aus, wie es jetzt werden würde — wie jemand heimkehrend sie auf der Treppe fände, ein Ehepaar; die Frau würde sie für eine Diebin halten und für eine schlechte Person und würde ihren Mann zur Polizeiwache schicken und würde die Nachbarn aufwecken, und man würde sie fragen und beschimpfen und abführen, und sie würde nichts sagen können. Nein, sie würde nicht sagen können, wie sie ins Haus kam, mochten sie auch mit ihr machen, was sie wollten! Alles auf sich nehmen, alles leiden wollte sie; aber ihre Heimlichkeit nicht preisgeben! An solchen Bildern der Angst und Qual sich erschöpfend, schlief sie nach und nach ein.

Und sie schlief schwer und hörte nicht das Haustor gehen und nicht die Schritte auf der Treppe. Stud. rer. nat. Thedmar aber, der lautlos pfeifend emporstieg, stieß plötzlich an einen menschlichen Körper, brummte stehen bleibend:

„Welches Schwein hat denn da wieder nicht weiter gefunden!" und zündete ein Streichholz an. „Nanu!" murmelte er, hielt die freie Hand unter das Flämmchen und beleuchtete einen Augenblick das vom Hutrande beschattete bleiche, hübsche Ge-

sicht der Daliegenden. Das Streichholz brannte ab, er trat an dem Mädchen vorbei, ging auf sein Zimmer und holte ein Kerzenlicht.

Während er sie dann wieder betrachtete und musterte, schüttelte die Kälte ihren Körper und löste ein leises Wimmern wie das Zirpen eines schlafenden Vögelchens. Er stellte das Licht neben hin und berührte die Schulter des Mädchens; aber er mußte schon schütteln, bis sie erschrockene Augen auftat und beim Anblick des lichtbeschienenen Männerkopfs den Oberkörper aufrichtete und verwirrt und angstvoll fragte:

„Was ist?"

„Sie nehmen mir das Wort aus dem Herzen," erwiderte er lächelnd. „Was ist? Wollen Sie hier übernachten?"

Der Frost schüttelte sie, daß die Zähne klappten, und erst nach einer Weile konnte sie sagen:

„Bitte, lassen Sie mich hinaus!"

„Wo wollen Sie denn hin? Wohnen Sie nicht im Haus?"

„Lassen Sie mich fort! ich bitte Sie." Sie erhob einen flehenden Blick zu ihm und senkte wieder den Kopf; den Frost, der ihr die Zähne

zusammen schlug, konnte sie aber nicht unterdrücken.

„Ich will Ihnen gern helfen. Wo wohnen Sie denn? Reden Sie doch!"

„Moa — — Moabit."

„Sie haben ja Schüttelfrost! Ich will Ihnen etwas sagen: wärmen Sie sich auf meinem Zimmer! Ich mache Ihnen einen heißen Tee oder Grog, und wenn Sie wieder einigermaßen auf den Beinen sind, will ich Sie heimbringen. So können Sie ja nicht gehen."

Ehe er ausgesprochen hatte, war sie mit den erregten Worten:

„Nein! Lassen Sie mich hinaus!" aufgefahren; aber sie mußte sich halten, und das Treppengeländer bebte von ihrem Froste mit.

„Seien Sie doch nicht töricht!" redete er ihr in gemütlichem Tone zu. „Ich mein' es doch gut mit Ihnen. Ich biete Ihnen ja nur an, was Sie mir hoffentlich auch tun würden, wenn ich halb erfroren vor Ihrer Tür läge." Nun schob er ohne weiteres seinen Arm unter den ihrigen, nahm das Licht und zog das kaum widerstrebende Mädchen hinauf in seine Stube im vierten Stock.

„So!“ sprach er, sie freilassend, „setzen Sie sich aufs Sofa.“ Er rückte den Tisch davon ab und zündete drüben auf der Kommode die Lampe an. Aber als er sich wieder zu ihr wandte, stand das Mädchen noch steif und wankend an derselben Stelle und starrte ihn mit flackernden blauen Augen an. Er betrachtete sie, ergriffen von ihrer bangen Hilflosigkeit, und dachte: wie ein Kind! Dann sagte er freundlich:

„Kommen Sie! Sie müssen mir jetzt schon ein wenig helfen, nur so viel, daß Sie das auch tun, was ich sage!“ und er führte sie an das Sofa, drückte sie in die Ecke und legte ihr seine Reisedecke über die Beine. Auf der Kommode zündete er dann den Spiritus an und stellte Wasser auf; er holte die Arakflasche hinter dem Schrank vor und goß daraus in ein Glas: „Er darf schon steif werden, der Grog; similia similibus!“ sagte er lächelnd. Darauf schaute er wieder nach seinem Gast:

„Ziehen Sie die Füße lieber auf das Sofa! Sie haben dann wärmer!“ Da sie ihn aber nur anblickte, faßte er ihre Beine und brachte sie in die geforderte Lage, schob ihr auch das Sofakissen in

den Rücken und nahm ihr den Hut ab. Dabei streifte er ihren Kopf und ward dadurch veranlaßt, ihre Stirn zu befühlen. Sie war kalt, vom Schweiße naß, und er spürte dabei, wie das Mädchen noch immer geschüttelt wurde.

Er richtete sich auf und sah sie überlegend an, hüllte sie dann mit der Reisedecke bis zum Hals ein und machte sich daran, ihr die Schuhe abzunehmen. Sie wollte den Fuß zurückziehen, da Thedmar aber festhielt und sagte:

„Keine Angst! es tut nicht weh," so ließ sie es geschehen.

„Sie haben Füße wie Eis," sagte er und schaute bedenklich auf sie herab. „Sie hätten sich dort auf der Stiege den Tod holen können. Und von Heimgehen kann einstweilen gar nicht die Rede sein."

Dabei wickelte er die Füße gut ein und warf noch seinen Mantel darauf.

Sie aber schlug die Decke zurück, fuhr auf und sah ihn entsetzt an. Ihr Körper flog, ihre Zähne klappten, der junge Mann, das ganze Zimmer zitterte vor ihren Augen.

„Sie müssen jetzt ganz schön liegen bleiben!" mahnte er, indem er sie wieder in ihre Ecke drückte

und bedeckte. „Sie sind schon krank genug, Sie müssen es nicht noch verschlimmern. Ich bin Mediziner" — log er, um sie zu beruhigen — „ich habe zwar noch nicht ausstudiert; aber mit Ihrem Schüttelfrost will ich schon fertig werden. — Sehen Sie," fuhr er fort, da ihr versonnen starrendes Auge noch immer nicht von ihm wich, „wenn ich Sie jetzt hinausließe, das wäre, als wollt' ich einen Säugling ins Wasser werfen. So was werden Sie mir doch nicht zumuten wollen! — Also! — Ich muß jetzt in der Küche etwas holen; unterdessen ziehen Sie sich rasch aus und legen sich ins Bett! Aber rasch muß es geschehen." Er nahm einen Schlüssel vom Nagel neben der Tür und ging hinaus.

Wie alles, was er gesagt hatte, aus der Ferne und seltsam stückweise ihr ins Ohr geklungen hatte, so hörte sie ihn nun, als geschähe es weit hinten, die Korridortür öffnen und leise hantieren. Statt aufzustehen, kauerte sie sich, was sie in seiner Gegenwart nicht gewagt hatte, enger zusammen, lauschte und wünschte, daß er doch wiederkäme. Das Wasser auf dem Spiritus summte.

Endlich kehrte er zurück, beladen mit einem Korb voll Preßkohlen und Kien und zwei leeren Weißbierkrügen.

„Menschenskind, Sie müssen mir aber folgen!" tadelte er, mit dem Finger drohend.

„Ich habe so kalt," flüsterte sie bebend, „ich hatte nicht das Herz."

„Dann warten Sie, ich bin gleich fertig," erwiderte er und machte Feuer im Ofen. Darauf goß er das nun kochende Wasser zum Teil in das Glas mit Arak, zum Teil in einen der Weißbierkrüge und stellte frisches auf die Flamme.

„Nun stehen Sie auf und legen Sie ab!"

Gehorsam setzte sie die Füße auf den Boden und erhob sich, taumelte aber auf wankenden Knieen und sank wieder auf das Kanapee. Da faßte er sie, trug sie hinüber und setzte sie aufs Bett.

„O hätten Sie mich gelassen!" stammelte sie und empfand es doch unendlich süß, daß sich jemand um sie kümmerte.

„Nur Geduld!" sprach er freundlich. Gleich laß ich Sie wieder in Ruh." Dabei zog er der Bebenden das Jackett ab. Danach hielt er einen Moment unentschlossen ein, runzelte finster die Stirn und blickte das Mädchen an.

„Jetzt legen Sie sich!" befahl er dann kurz, und sie streckte sich gehorsam aus. Er bedeckte sie mit

dem Federbett und schob ihr den heißen Weißbier-krug an die Füße.

Ihre Augen folgten ihm neugierig-bang, wie er hin und her ging und nun auch den heißen Grog herbeiholte, schlossen sich aber, als er sich mit dem Getränk zu ihr neigte.

„Hier trinken Sie, so heiß Sie können!“ sprach er. Sie machte die Augen wieder auf und nahm ihm mit beiden bebenden Händen das Glas ab, dessen Hitze ihr wohltat. Thedmar richtete sie mit dem Kissen auf und stützte sie. Sie trank in kleinen, gierigen Zügen.

Als sie fertig war, ließ er sie einige Zeit unge-stört in den warmen Kissen ausruhen, dann fragte er:

„Haben Sie wärmer?“

„Ein wenig,“ antwortete sie.

„Gut,“ fuhr er befehlend fort, „dann gehe ich jetzt hinaus. Sie raffen sich auf und ziehen sich so rasch wie möglich aus. Sind Sie noch in den Kleidern, wenn ich zurückkomme, dann gibt's keine Schonung mehr, dann ziehe ich Sie aus.“ Er legte ihr ein Nachthemd, das er am Ofen gewärmt hatte, hin und verließ das Zimmer.

Sofort richtete sie sich auf und riß mit zitterndem

Eifer, wie in äußerster Angst und Not, das Zeug vom Leibe, und nur, ehe sie das schweißkalte Hemd abzog, horchte sie noch einmal auf. Sie hätte gern ihre Kleidungsstücke noch ordentlich auf dem Stuhl zurechtgelegt, aber der Schüttelfrost hatte sie während des Auskleidens mit neuer Kraft gepackt, ihre Zähne schlugen wieder aufeinander, und in plötzlichem Schrecken fuhr sie in die Federn. Sie zog alle Glieder an sich, und doch bebte die Bettstatt unter ihrem geschüttelten Leibe. Wenn sie aber einen Augenblick Ruhe hatte, mußte sie gleich an die unordentlich hingeworfenen Kleider denken.

Als der Student wiederkam, legte er die Hand auf ihre Stirn und sprach:

„Aha, es hat Sie wieder. Vorhin wär's in einem hin gegangen. Man muß sich nicht so sperren, wenn's einmal ernst ist.“ Er machte noch ein Glas Grog und gab es ihr zu trinken, er füllte noch den zweiten Weißbierkrug mit heißem Wasser, steckte ihn in einen wollenen Strumpf, gab ihn ihr ins Bett und sagte:

„So, Kind, legen Sie sich auf die Seite und schieben Sie sich die Wärmeflasche ins Kreuz!“ Er breitete noch einen Mantel, eine Joppe und, was

sich sonst eignete, über das Federbett und fragte, ob sie warm genug habe; da sie nickte, setzte er hinzu:

„Das Bett zittert auch nicht mehr wie vorhin. Nun müssen Sie schlafen und schwitzen! Sobald Sie aufwachen, müssen Sie mir rufen. Also gute Ruh!"

Er öffnete nun zum Lüften beide Fenster, schloß die Ofentür und legte einiges bereit. Dann schloß er die Fenster wieder bis auf einen Spalt für frische Luft und machte es sich mit Hilfe der Reisedecke auf dem Sofa bequem. Einige Minuten lag er noch wach und horchte; da er aber seinen Gast langsam und regelmäßig wie im Schlafe atmen hörte, gab er, in warmer Freude über sein Abenteuer lächelnd, seiner Müdigkeit nach und schlief ein.

Nach einigen Stunden weckte ihn ein leises Husten.

„Sind Sie wach?" fragte er mit gedämpfter Stimme, und da sie bejahte, machte er Licht.

Er trat zu ihr, die ihm scheu entgegenblickte und, als er sich über sie beugte, die Augen schloß. Ihr Gesicht war gerötet, ihre Stirne noch nicht feucht.

„Haben Sie warm? Ist die Bedeckung überall gleichmäßig?"

„Ich habe heiß."

„Unerträglich? oder könnten Sie es noch eine Viertelstunde aushalten?"

„Gewiß kann ich das."

„Dann warten wir noch, bis rechter Schweiß auf der Stirne steht."

Er setzte sich an den Tisch, blendete das Licht nach ihrer Seite ab und nahm ein Buch vor. Aber er sah achtlos über die vergrößerten Abbildungen von allerhand unsichtbaren Lebewesen hin und dachte an seine bisherigen Beziehungen zu den Berliner Mädchen, an Bewerbung und Vergnügung, die auf den üblichen Geschlechtskampf, auf Betörung und Liebesraub ausgingen. Und er freute sich, nun auch einmal ein Abenteuer herzhaft menschlicher Art zu haben. — Wie aber war die Kleine auf die Treppe gekommen? Hatte einer sie beredet, mit ihm zu gehen, und hatte sie es auf der Türschwelle bereut? Hatte jener ihr in der Hoffnung, sie würde dann doch zu ihm kommen, nicht aufgemacht, und war sie so auf der Treppe trotzig sitzen geblieben?

Unterdessen lag sie da und ward immer heißer. Ihre Gedanken überflogen die Bilder dieses Abends und dieser Nacht: wie sie müde und verärgert spät

aus dem Geschäft heimkam und von ihrer übel-launigen Wirtin die gewohnten groben und ge-meinen Reden hören mußte, wie sie eine Zeitlang unglücklich im dunklen Kämmerchen saß und auf die beleuchtete trostlose Straße hinabsah, endlich von Mitleid mit sich selbst und unwiderstehlichem Willen zu Freude und Betäubung fortgetrieben wurde, den weiten, kalten Weg zu Reinhold Burger; wie sie statt in seinem Arme sich und die Welt zu vergessen, von Schrecken und Angst treppab, treppauf gejagt wurde, wie sie kraftlos verzweifelt dasaß und alles Schimpfliche kommen sah; wie sie erwachend ver-trauenerweckende Augen erblickte und eine beruhigende Stimme hörte; wie Kälte, von innen herausschauernd, sie schüttelte, schwächte und ihr fast übel machte, und wie der Helfer so besorgt war, so zart mit ihr umging und sie auch nicht einmal berührte, wenn es nicht nötig war. Er ahnte doch gewiß, wie sie in das Haus gekommen war, die jungen Männer denken immer gleich das Schlechteste von den Mäd-chen, und doch ließ er sie's nicht merken, war rück-sichtsvoll und bemüht wie um eine Schwester. In das eigne Bett legte er sie, machte sich zu schaffen und versagte sich den Schlaf! Hätte ein andrer das

auch getan? Reinhold Burger? — Beim Vergnügen war er stets ganz dabei, lustig und lieb; von ernsten Dingen schlug er sich lieber beiseite.

Sie schaute hinüber nach ihrem Pfleger; neben der Lampe vorbei erblickte sie eben noch das glattgescheitelte, dichte, hellblonde Haar und eine gegen die rote Stirn gestützte weiße Hand. Dank und Stolz erfüllte sie, ihre Brust dehnte sich weit. So lang sie konnte, streckte sie sich vor Freude und Lebensmut. So viel war sie also doch wert, solches Glück zu haben! Wie anders hätte es werden können!

Durch ihr tiefes Atemholen aufmerksam gemacht, trat der Student an das Bett und sprach nickend:

„Aber wohler ist Ihnen in der Hitze jetzt doch als vorhin, wo Sie's gebeutelt hat. Und der Schweiß perlt jetzt auch rechtschaffen. Ihre Stirne ist ein Diamantfeld, die Brillanten der Kaiserin von Rußland sind Plunder dagegen! Also — jetzt können wirs Ihnen leichter machen!" Er nahm einiges von der übermäßigen Bedeckung weg, goß ein Glas voll Wasser und sagte:

„Jetzt werden Sie doch wohl einen kühlen Schluck wollen?"

„O ja — ja!“ erwiderte sie, und er ließ sie trinken.

Sie schaute zu ihm auf, so daß er wartend stehen blieb, und nach einer Weile bat sie:

„O — bitte — wenn Sie mir mein Taschentuch geben wollten, daß ich mir das Gesicht abtrocknen kann!“

„Das freut mich,“ sagte er freundlich nickend, „daß Sie selbst sagen, was Ihnen fehlt.“ Er holte ein Tuch aus der Schublade und wischte ihr selbst den Schweiß.

„Wie eine Mutter sind Sie gegen mich,“ sprach sie ernst.

Er lachte und versetzte:

„Ich bin mir auch noch nie so wichtig und würdig vorgekommen!“

Sie schüttelte den Kopf.

Er befahl ihr wieder, ihn sofort zu wecken, wenn sie sich unbehaglich fühlen sollte, und legte sich zur Ruhe.

Erst spät im Vormittag wachte er wieder auf und hörte an ihren lauten Atemzügen, daß sie noch schliefe. Behutsam wie ein Dieb ging er zur Tür hinaus und hinüber in die Wohnung seiner Wirtin.

„Frau Reinke,“ sprach er, „ich muß heute bei Ihnen hier frühstücken; ich habe Einquartierung drüben, die noch schläft.“

„Auch mal wieder!“ rief sie, mit den Augen zwinkernd. „Na Sie aber auch! Schämen Sie sich denn gar nicht vor mir als Dame?!“

„Doch, ausnahmsweise, damit Sie auch einmal Ihren Willen haben. Übrigens liegen heut mildernde Umstände vor. Ich hab' ein Mädchen aufgelesen, das vor Schüttelfrost nicht mehr auf den Beinen stehen konnte. Das arme Ding hätt' auf die schönste Manier erfrieren können.“

„Schüttelfrost? — den kennt man!“

„Aber Frau Reinke! Hab' ich Sie je angelogen, — daß Sie es hätten merken können? Hab' ich nicht von Anfang an erkannt, daß Sie ein Herz haben für alle männlichen Schmerzen, und hab' ich nicht stets Ihre Nachsicht gewürdigt! — Ich bitte Sie, warum in aller Welt sollte ich mich vor einem schlafenden Bettschatz genieren, mich zu waschen und frische Wäsche anzulegen!“

Sie kratzte in ihrem grauen Haar und lachte.

„Und wenn Sie mir jetzt nicht in kürzester Frist,“ fuhr er fort, „einen schweren Kaffee machen ohne

jede nervenschonende Zutat, dann werd' ich Sie nie mehr als reelle Hospita rühmen."

„Ja, so ist's denn wahr? Das ist ja toll! Warum haben Sie sie denn nicht der Sanitätswache übergeben! Sie wissen ja gar nicht, was Sie sich ins Haus geschleppt haben!"

„Sanitätswache?" — wiederholte er spöttisch. „Ne, ne! — Sie haben übrigens einen gesegneten Schlaf, wenn Sie mich heute nacht nicht in der Küche haben funktionieren hören."

„Aber gesehen hab' ich's heute früh! — Wenn sie nun aber wirklich krank ist, was dann?"

„So schlimm wird's nicht sein! sie schläft wenigstens wie ein Sack."

„Na denn man zu!" lachte die Frau und griff zur Kaffeemühle.

Als Thedmar nach geraumer Zeit wieder in sein Zimmer trat, schlief das Mädchen noch, und er mußte bis um Mittag auf ihr Erwachen warten. Da aber hörte plötzlich ihr regelmäßiges Atemholen auf, sie warf sich hin und her und seufzte schlaftrunken, schob die Decke zurück, reckte die Arme aus, und beim Anblick der weiten, groben, viel zu langen

Hemdsärmel lachte sie hell hinaus. Doch rasch brach ihr Lachen wieder ab, sie zog die Arme unter die Decke zurück und schaute, von der Erkenntnis ihrer Lage überrascht, hinüber an den Tisch, wo der junge Mann saß.

„Sie wachen schon lustiger auf, als Sie eingeschlafen sind," sagte er, nähertretend. „Wie fühlen Sie sich?"

„Guten Morgen, Herr Doktor! Ich weiß noch gar nicht, wie mir ist, ob gut oder schlecht; ich bin so erstaunt. Ich glaube, mir ist ganz wohl; ein bißchen heiß — und müde."

Er legte flüchtig die Hand auf ihre Stirn und sprach:

„Nun, zunächst bleiben Sie liegen, bis wir genau wissen, wie Ihnen ist." Er stellte ihr auf den Nachttisch, was sie zum Waschen brauchte, und ging in die Küche, um für ein Frühstück zu sorgen.

Als sie dann ruhig dalag, ließ er sie das Thermometer in die Achselhöhle stecken und fand, daß sie etwas über normale Temperatur habe.

„Wohnen Sie bei Angehörigen?" fragte er.

„O nein!" antwortete sie trüb lächelnd.

„Gut, dann ist's einfach. Sie bleiben liegen,

schlafen die Nacht gut und sind morgen wieder auf dem Damm."

„Aber ich fühle mich doch so wohl, Herr Doktor, daß ich gut heim kann. Ich kann doch nicht so unverschämt — —"

Er blickte sie freundlich lachend an und, da sie stockte, sprach er:

„Bitte, wollen Sie nicht fertigreden?"

Sie schlug die Augen nieder, lächelte, sagte „Nein" und seufzte.

„Dann bleibt's also dabei. Man muß nichts halb tun."

Nachdem er noch eine Weile mit ihr geplaudert hatte, ging er fort, um zu Mittag zu essen.

Erst blickte sie neugierig im Zimmer umher, das außer einem Mikroskop und allerlei blanken Dingen auf dem Schreibtisch nichts Ungewöhnliches aufwies. Dann streckte sie plötzlich einen Fuß zum Bett hinaus, betrachtete den daran herumschlotternden wollenen Socken und lachte auf. Sie betastete ihr Haupthaar, das nußbraun und üppig war, ob es denn auch einigermaßen erträglich oben säße, legte sich endlich wieder in die Kissen zurück, zog die Decke bis an den Hals und wurde nachdenklich. Und je

länger sie nachdachte, um so ernster wurde sie. Wenn ein andrer sie draußen auf der Treppe gefunden hätte! — So hätte keiner mehr gehandelt! Das beste wäre noch gewesen, man hätte sie sitzen und erfrieren lassen. Gewiß, so hilfreich und anständig und edel war kein Mensch mehr auf der Welt! Vielleicht vor dem Tod, vielleicht vor Polizei und Schande hatte er sie behütet, und das mußte er doch wissen, und behandelte sie trotzdem, als wäre sie seinesgleichen. Er fragte sie nicht einmal, wie sie auf die Treppe gekommen sei! — Und sie nahm das alles ohne Widerrede hin, als ob sie ein Recht darauf hätte, als ob sie nicht ein halbverzweifeltes Geschöpf wäre, das nichts Gutes mehr von den Menschen hielt und häufig genug über das eigene Gefühl wegsprang, leichtsinnig, schamlos, kurzweg in den Rausch hinein! Mußte sie ihm das nicht sagen! Mußte sie ihn nicht hindern, seine Güte so zu verschwenden?!

Sie fuhr aus dem Bett und begann sich anzukleiden. Nein, sagen konnte sie es ihm nicht. Sie konnte ihm aber nicht mehr ins Auge blicken. Fort! Und wenn sie sich einmal wert fühlte, vor ihn zu treten, dann wollte sie ihn wieder suchen.

Aber auf einmal wurden ihre Hände langsamer, sie ließ das Mieder halb offen, sie setzte sich auf den Bettrand, zog die Decke über Schultern und Arme und starrte zu Boden: War das nicht Undank? Mußte ihm das nicht wehtun? Mußte er sie dann nicht gar noch für schlechter halten, als sie war! Für schlecht!?

Und bebend vor Hast und vor Angst, sie könnte noch überrascht werden, zog sie sich wieder aus, schlüpfte in das Mannshemd und die Socken, legte ihre Kleider hin, wie sie gelegen, und als sie endlich wieder im Bett war, in der süßen Wärme, da mußte sie die Hand auf die Brust drücken, so ungestüm pochte ihr Herz.

Thedmar kam zurück, fand, daß sie starkgerötete Wangen habe, fühlte ihr den Puls und sprach:

„Es ist nur gut, daß ich Sie nicht fortgelassen habe.“

Sie schlug im Gedanken an den Grund ihrer Erregtheit die Augen nieder.

Als danach eine Pause eintrat, fragte sie in plötzlichem Entschlusse, sich zu verantworten:

„Was haben Sie gedacht, Herr Doktor, als Sie

mich auf der Treppe fanden?" und sie ward tief rot.

„Was ich dachte?" — wiederholte er langsam. „Ich dachte, wenn Sie sitzen blieben, könnten Sie erfrieren."

„Sonst nichts?" forschte sie weiter und wünschte mit grausamer Inbrunst, er möchte etwas Schlechtes über sie sagen, damit sie sich erleichtert fühlen könnte; ihre Augen flackerten.

„Und ich überlegte," erwiderte er einfach, „wie Ihnen zu helfen sei."

„Wollen Sie — nicht wissen, wie ich auf die Treppe gekommen bin?"

„Nein," sprach er und schaute sie ruhig an.

Tiefe Röte floß wieder über ihr Gesicht, aber sie zwang sich, seinen Blick auszuhalten.

„Etwas Böses hatten Sie nicht im Sinn," setzte er lächelnd hinzu.

Sie verzog das Gesicht, als wollte sie weinen, und schwieg. Nun konnte sie ja nicht sprechen. Sein neugierloses Zutrauen tat ihr wohl und stärkte sie.

Thedmar aber dachte: schau, eine ganz tapfere kleine Person!

Am andern Tage begleitete der Student sie bis an ihr Geschäft.

„Darf ich Sie denn auch wiedersehen?“ fragte sie gepreßt. „Ich bitte.“

„Gewiß dürfen Sie das. Sie wissen ja, wo ich wohne, und ich weiß jetzt, wo Sie zu finden sind. Wenn es Ihnen einmal irgendwo fehlt, so denken Sie daran, daß ich ein bißchen ein Recht darauf habe, Ihnen beizuspringen; und wenn ich einmal krank werde, dann müssen Sie zu mir kommen und mir das Gerstensüpplein kochen.“

Sie zog das Taschentuch, wischte sich die Augen und sagte:

„Warum wird es mir denn so schwer, mich zu bedanken! Ich weiß kein Wort. Ich muß mich schämen.“

Er gab ihr die Hand und sprach lächelnd:

„'s ist gern geschehen. Leben Sie wohl!“ und ging.

Sie blieb selbstvergessen stehen und sah ihm nach.

Und wirklich überraschte er sie an einem der nächsten Abende, vor der Tür ihres Geschäfts auf sie wartend. Er erkundigte sich nach ihrem Befinden

und lud sie kameradschaftlich ein, mit ihm zu Abend zu essen. Sie gingen in ein Restaurant, und ihre muntere Freude am Ungewohnten, die Ergebung und Verehrung, die unverhüllbar aus ihren Blicken leuchtete, belustigten ihn so, daß er ihr der kurzweiligste Gesellschafter war. Und es kam sie hart und schmerzlich an, daß er nach anderthalb Stunden sagte, er müsse sie jetzt heimschicken, er habe noch eine Verabredung.

Am folgenden Sonntag konnte sie dem durch die ganze Woche genährten Verlangen, Thedmar zu besuchen, nicht widerstehen. Nachdem sie in der Nähe seiner Wohnung eine Stunde lang hin und her geirrt war, wagte sie es schließlich und klopfte schüchtern an seiner Tür. Er war eben nach Hause gekommen und empfing sie freundlich. Die Erinnerung an den vergangenen Sonntag und die Vorkommnisse ihres täglichen Lebens waren im Gespräch bald erschöpft, und als eine Pause eintrat, die er nicht zu einer stummen Aufforderung zum Abschied auswachsen lassen wollte, fragte er sie, ob sie schon einmal in einen Wassertropfen hineingeschaut habe. Er führte sie zum Mikroskop, zeigte ihr das Leben im Wassertropfen, einen Mücken-

flügel, ein Stückchen Haut und andere ihr verständliche Dinge, und da sie an diesen Wundern Freude fand und Fragen stellte, so erzählte er ihr, wies ihr Bilder vor und gab ihr schließlich ein Buch, damit sie, wenn sie einmal Zeit und Lust habe, sich vergnügen und unterrichten könnte.

Auf dieses neutrale Feld geraten zu sein, freute ihn, und er nahm sich vor, den Verkehr womöglich auf ihm festzuhalten. Der Zufall hatte ihn dem Mädchen als Helfer zugeführt, im Helfen und Hilfenehmen hatte sich eine natürliche Kameradschaft ausgebildet, und die seit den Knabenjahren nicht mehr genossene Freude an einem solchen Verhältnisse zu einem Mädchen verband sich mit seinem Wunsche, das ungewöhnliche Abenteuer als etwas Schönes zu wahren und nicht durch die Möglichkeit eines trivialen Mädchenfangs zu verderben. Daß Anna so hübsch war und so liebenswürdig, gab der Aussicht erst rechten Reiz, und daß Thedmar sich noch nie in ein Mädchen verliebt hatte, ohne durch Sprödigkeit oder Widerstand gereizt zu sein, diese Eigenheit schien ihm eine sichere Bürgschaft für das Gelingen des Versuchs.

Aber bald wurde ihm auch dieser vorwiegend

lehrhafte Verkehr mit Anna unerfreulich. Sie war bescheiden und zurückhaltend, so sehr sie nur konnte; doch da es ihr versagt war, ihre Dankbarkeit, die ja tiefer kam, als er wußte, aus der eigentlichen Quelltiefe ihres Lebens, anders als durch Anhänglichkeit zu betätigen, so strahlte ihre Ergebenheit aus jedem Blick ihrer jungen Augen, aus jedem Klang ihrer Rede, und der Eifer, mit dem sie ihren vernachlässigten Geist zwang, sich den Interessen ihres Wohltäters nur ein wenig zu nähern, zeigte diesem bald, daß es für sie kein neutrales Gebiet gab.

Er zog sich langsam zurück, er ließ ab und zu einen Sonntag vergehen, ohne zu Hause zu sein. Wenn sie dann stundenlang auf der Straße gewartet hatte, ging sie bekümmert heim, nahm das Buch auf den Schoß, blätterte und hatte das Gefühl, als sei ihr die Lebensluft genommen. Manchmal schrieb er ihr mit einer launigen Karte ab; dann war ihr Sonntag hell und dunkel gemustert wie ein Schachbrett, und unaufhörlich ward sie hin und her geschoben vom hellen aufs dunkle nnd wieder aufs helle Feld, von der Freude über sein Schreiben in den Schmerz der Enttäuschung.

Und eines Tages kam ein kurzer Brief von

Thedmar. Er schrieb, er reise eben in die Ferien, sie noch aufzusuchen, habe die Zeit nicht gelangt, sie müsse es ihm nicht übelnehmen, sondern ihm ein gutes Andenken bewahren, damit sie ihn auch noch kenne, wenn er in das Sommersemester komme.

Erst war sie so traurig, als wäre er aus der Welt gegangen; nach einigen Tagen aber begann sie auf das Wiedersehen zu rechnen, die Wochen und Tage zu zählen und ihren Herzschlag durch die Hoffnung zu beleben.

Dann sah sie wieder Studententrupps durch die Straßen ziehen, der Mai kam und erfüllte auch die große Stadt mit Sonne, Blütenschein und Freude, doch Thedmar ließ nichts von sich hören. Sie zergrübelte ihr Hirn und ihr Herz nach einem bösen Wort, einem unfreundlichen Gedanken, um dessentwillen er sich von ihr gewandt haben könnte, sie fand nichts, als daß sie unglücklich sei, daß sie zum erstenmal in ihrem verlassenen Leben allein sei, daß sie wie ein losgerissenes Blatt durch die Luft treibe und sich sehne, zu Boden zu sinken.

Nachdem sie sich einmal die wohlbekannte Treppe hinaufgetraut und anstatt seines Namens einen fremden gelesen hatte, ging sie zum Auskunftsamt

der Polizei und fragte nach der Wohnung des Studenten Eugen Thedmar; sie bekam den Bescheid, er sei nicht angemeldet. Also war es doch möglich, daß er sie nicht mied, sondern daß er aus irgendeinem Grunde sich verspätete. Ein geringer Trost, aber sie sprach sich ihn täglich zu.

So vergingen die Wochen, es ward Sommer. Da sah sie eines Sonntags jemand von der vorbeirollenden Straßenbahn herabwinken. „Thedmar," dachte sie, ehe sie nur recht schaute, und blieb, fast erstickend vor Freude, stehen. Aber als sie zusah, war es Reinhold Burger, den sie im vergangenen Herbst kennen gelernt, mit dessen leichtherziger Lebenslust sie sich befreundet hatte, der ihr Liebesgespiel geworden war, derselbe, in dessen Arme sie sich aus der Trostlosigkeit jener Januarnacht hatte flüchten wollen. Er winkte ihr zu und stellte sich bereit, am nächsten Haltpunkt abzuspringen, — sie erkannte ihn, drehte sich um und lief mit brechenden Knien in entgegengesetzter Richtung davon.

Und sie fing an, statt nur über Thedmars Ausbleiben, über ihr eignes Leben nachzusinnen. Was hatte sie die Jahre her gewünscht, ersehnt, wofür gelebt? Sie wußte es nicht. Familienglück war

ihr von Hause aus unbekannt; gar die paar Jahre, die sie noch unter der zweiten Frau ihres Vaters verlebt hatte, waren bitter gewesen. Seit sie sich dann hier in der Hauptstadt allein durchschlug, hatte sie nur nach einem verlangt und gefiebert, nach ein bißchen Freude, nach Lust und Berauschung, nach einem tiefen Trunk, in dem sie alles vergäße, in dem sie das harte Leben einmal als Glück empfände. Nun war all das nichts mehr wert, war verächtlich geworden. Zum ersten Male, seit ihre Mutter gestorben war, hatte ein Mensch gütig und selbstlos an ihr gehandelt, — diesem gehörte sie nun, ihm wollte sie zu eigen bleiben! Bei ihm hatte sie sich frei und sicher und wert gefühlt, als sei sie hochgeboren, und davon wollte sie nicht mehr lassen. Ihn mußte sie wiederfinden, früher oder später! Bei ihm wollte sie dann bleiben, und wenn sie die niedrigste Arbeit tun müßte! Irgend einmal würde sie ihm dann schon danken und vergelten können.

Und im Bedenken, daß es immer schwerer werden würde, ihn ausfindig zu machen, je länger sie es anstehen ließe, ging sie andern Tags zu Thedmars einstiger Wirtin und fragte nach seiner Adresse. Sie erfuhr, was sie wünschte, und schrieb ihm:

Verehrter Herr Thedmar!

Ich warte und warte, daß Sie kommen, und Sie kommen nicht. Ich weiß jetzt, daß Sie nicht hier sind. Zuerst habe ich aber gefürchtet, Sie wollten mich nicht mehr sehen. Ich bin sehr traurig. Sie haben mir so viel, so viel viel Gutes getan, und ich kann es Ihnen nicht danken. Ich habe auch noch das Buch. Muß ich es schon zurückschicken? Frau Schütz lacht mich aus und sagt, Sie lesen darin so fleißig wie kein Pfarrer in der Bibel, morgens und abends. Es ist wahr. Sind Sie denn krank, Herr Thedmar? Sie haben mir doch versprochen, ich dürfte dann zu Ihnen kommen und Ihnen die Graupensuppe kochen. Aber ich wünsche nicht, daß Sie krank sind, aber daß ich Sie wieder einmal sehen darf.

Mit ergebenstem Gruße

Ihre Dienerin Anna Juchow.

Erregt wartete sie eine Woche, und ungeduldig wartete sie die zweite. Es kam keine Antwort und sie verlor die Hoffnung, aber sie wartete immer noch. Sie ging in ihr Geschäft, und sie las morgens und abends in der Naturgeschichte. Monate gingen

hin, der Sommer ward heiß und ließ wieder nach, traurig lebte sie dahin und sah sich nicht um nach den Sommerfreuden, die sonst auch für sie abgefallen waren. Sie ward noch etwas blässer, als sie gewesen war, und noch etwas schlanker; doch je hoffnungloser sie sich fühlte, um so fester schlug der Wille in ihr Wurzel, den Freund eines Tages zu suchen. Dazu brauchte sie Geld, und um dies zu erübrigen, benutzte sie nun die frühen Morgenstunden, ehe sie ins Geschäft ging, zur Näharbeit; diese brachte wenig, aber doch etwas.

Eines Abends, als schon die Blätter fielen und die Abende kühl wurden, fand sie zu Hause einen Brief mit fremden Marken und Thedmars Handschrift. Sie schrie laut auf und zerriß im Ungeschick den Umschlag samt dem Brief und las, am ganzen Körper zitternd:

Villa Nova, Estado de Sao Paulo, Brasilien.

Meine liebe Freundin!

Das war einmal eine Überraschung und Freude! Wahrhaftig, ich bin diese große Freude, die Sie mir mit Ihrem Briefe gemacht haben, gar nicht wert, da ich Sie solange ohne Nachricht sitzen ließ

und doch weiß, wie freundlich Sie an mich denken. Aber das Leben geht manchmal wie der Sturmwind mit einem um, man kann nicht nach rechts, nicht nach links schauen und hat Not genug, den Kopf oben zu behalten.

Hören Sie! Als ich in den Ferien zu Hause herumlungerte und botanisierte, kam ein Brief meines Onkels, der hier sehr begütert ist. Er fragte, ob ich nicht Lust hätte, zu ihm zu kommen und ihm Zucker machen zu helfen. Er brauche einen zuverlässigen Menschen. Hurra! schrie ich, das ist einmal was anderes! packte Hals über Kopf und fuhr herüber. Botanisieren kann ich hier auch (d. h. ich werde können oder könnte!), und ein Halbwilder hat mir von je in den Knochen gesteckt, ich merk' es nicht jetzt erst.

Da sitz' ich nun ziemlich weit von aller gebildeten Menschheit entfernt. Mein Onkel war einen Monat da, um mich in den Schwindel einzuweihen und mir die nötigsten portugiesischen Brocken beizubringen, dann sagte er eines Morgens plötzlich: Eugenio, nun sieh selber zu, wie du fertig wirst, ich reise ab. Ich glaubte, er wollte mich aufziehen, und lachte. Der Onkel sprach: 's ist Ernst, mein

Sohn! Dort steht meine gepackte Reisetasche und draußen steht die Lokomotive. Der Buchhalter und das übrige Personal wissen schon, daß von heute an du kommandierst. Jetzt mußt du halt schwimmen; liegt man erst im Wasser, dann kann man nicht mehr um Aufschub des Ertrinkens bitten. Wenn du die Uhr verstehen willst, mußt du sie auseinander nehmen; zugucken, erklären lassen nützt alles nichts! Hier hast du jetzt das ganze Engenho, den ganzen Betrieb — nimm ihn auseinander! Blamier dich nicht! — Damit gab er mir die Hand, nahm seine Reisetasche, stieg auf die Fabrikslokomotive und fuhr nach der Bahnstation. Das war nun nicht mehr mißzuverstehen. Wütend wandelte ich nach der Fabrik und kam in den nächsten Wochen nur noch zum Essen und Schlafen heraus. Ich nahm sie in der Tat auseinander. Ich demonstrierte mir den ganzen Betrieb vor, ich revidierte die Maschinen — zum Entzücken der Maschinisten natürlich, die mir dafür alle landesüblichen Flüche beibrachten! bis ich mit jeder Schraube und Niete gut Freund war. Nun bin ich schon ein alter Fabrikler und Zuckersieder. Gerade jetzt wird von allen Seiten das Zuckerrohr herbeigefahren, auf Schiffen und mit der Fabriks-

bahn und auf zweirädrigen Karren, deren hölzerne Achsen in den scheibenartigen Rädern feststecken und sich mitdrehen und erschütternd kreischen, und unaufhörlich rauscht der braune, schaumige Zuckersaft aus der Mühle.

Viel Unterhaltung gibt es sonst nicht. Das Örtchen, in dessen Nähe die Fabrik liegt, besteht aus ein paar Straßen mit kleinen, bunten Häusern, und die Bewohner spielen in allen Farben von schwarz über schokoladebraun zu zitronengelb. Ab und zu reite ich zu einem Pfarrer in der Nähe, den ich zufällig kennen lernte, einem Franzosen, und trinke mit ihm Portwein. Er ist ein liederliches Tuch, aber das einzige Amüsante in der Gegend. Man wird anspruchslos. Wenn ich an mein Zimmer zu Hause oder die Buden in Berlin denke und mich in meiner jetzigen Wohnung umsehe, begreife ich kaum, daß mir hier wohl sein kann. Und doch gefällt es mir! Ewig bleibt man ja nicht.

Wie geht es Ihnen? Krank war ich noch nicht. Schreiben Sie auch wieder, wenn Sie eine Freude machen wollen

Ihrem alten Freund E. Thedmar.

Anna Juchow schlief in dieser Nacht nicht.

Andern Tages fragte sie im Geschäft, wo denn Brasilien läge. Eines meinte, in Frankreich, ein anderes in Indien, schließlich wußte einer genauer Bescheid, Brasilien sei ein großes Reich in Südamerika.

„Wie weit ist's dahin?"

„Weit. Vier oder sechs Wochen mit dem Dampfer. Da werden Sie mächtig seekrank, wenn Sie dahin fahren. Und drüben, da herrscht das gelbe Fieber und Schlangen, da sind Sie Ihres Lebens nicht sicher. — Wenn Sie sehen wollen, wie weit das ist," fuhr der Jüngling nach einer Pause fort, „dann müssen Sie an das Bureau der Hamburg-Amerika-Linie, Unter den Linden, gehen, da liegt immer eine große Karte im Schaufenster mit den Schiffen, die gerade unterwegs sind."

In der Mittagspause lief Anna nach den Linden, betrachtete die Karte, ohne Villa Nova zu finden, und trat dann in das Bureau. Sie fragte den Beamten geradezu, wie sie nach Brasilien kommen könnte ohne Geld.

Das sei schwierig, war die Antwort; was sie denn dort wolle, ob sie denn eine Stelle in Aussicht habe.

Sie wolle zu ihrem Bruder. Ob denn auf den Schiffen keine Mägde nötig wären, sie würde jede Arbeit tun, wenn sie dafür hinüberfahren dürfte.

Sie sah so hübsch aus in ihrer flehenden Entschlossenheit, daß der junge Mann gerne versprach, ihr, wenn irgend möglich, für einen Platz zu sorgen, und sie nach acht Tagen wiederkommen hieß.

Sie bekam wirklich einen Platz als Stewardeß und fuhr vierzehn Tage später nach Hamburg.

Die erste Kajüte, wo Anna zu tun hatte, war mäßig besetzt; ihre Arbeit schien ihr fast zu gering für das Glück, mitfahren zu dürfen. Die freie Zeit verwendete sie, um Passagiere des Zwischendecks, die schon drüben gewesen waren, über alles Nötige für die Weiterreise auszufragen und sich die unumgänglichen Worte und Fragen in portugiesischer Sprache einprägen zu lassen. Die Seeluft, die reichliche Nahrung und die Freude taten das ihre, und als Anna in Rio de Janeiro ankam, blühte sie, wie sie in ihrem ganzen Leben noch nicht geblüht hatte. Was sie von ihren Passagieren an Belohnungen erhielt, war genug, daß sie anständig und bequem weiterreisen konnte.

Neugierig blickten ihre freudigen, blauen Augen auf all das Fremde und Wunderbare um sie her, erschauten aber nicht viel mehr als das Bild Thedmars, wie er sich im Kerzenschimmer auf der Treppe freundlich über sie beugte, wie er pflegend am Bette saß, sie in den Kissen stützte und ihr zu trinken gab. Was er wohl für Augen machen würde! Vielleicht war er nicht zufrieden mit ihrem Kommen: aber das war das mindeste, was sie für ihn ertragen konnte.

Als sie auf der Station Villa Nova nach ihm fragte, hieß man sie warten, in zwei Stunden werde sie mit einem Güterzug der Fabrik hinausfahren können. Aber sie ließ sich den Weg zeigen und machte mit ihrem Bündel in der Hand die halbstündige Strecke zu Fuß.

Sie durcheilte das dorfähnliche Städtchen, die grelle Glut der breiten Straße mit den einstöckigen, rosa, grün oder hellgelb gestrichenen Häusern. Hier und da saß eine Negerin in schmutzigem weißem Kittel regungslos auf der Schwelle und sog an einem Pfeifenstummel. Manchmal ragten Palmen über die Mauern in die heiße Sonne und ließen müd und ruppig ihre verstaubten Wedel hängen.

Sie ging eine schlechte, schattenlose Straße hinaus zwischen Feldern und Pflanzungen hin, die den Eindruck liederlicher Verwahrlosung machten, oder an Ödland vorbei, wo aus dem wuchernden Gestrüpp die Lehmtürme der Termiten und wohl einmal eine verdächtige Hütte, wie von Tieren gebaut, auftauchten. So wüst und trostlos, nur selten von einigen Bäumen oder Büschen belebt, schien sich das Land stundenweit zu dehnen, und erst ein in der Ferne mächtig aufsteigendes Gebirg erfrischte und erfreute den Blick.

Nicht vom Weg, aber von der Aufregung erschöpft, langte sie unter den Gummibäumen vor dem Hause an und wartete zitternd auf den Freund, den ein Neger aus der Fabrik herbeiholte.

Er schrie auf vor Überraschung und mußte an sich halten, daß er das glücklich lachende und doch beschämte Mädchen nicht umarmte. Er nahm ihr das Bündel ab, zog sie ins kühle Zimmer, ließ Kaffee und das feine, brasilianische Kaffeegebäck bringen und fragte und fragte.

„Seien Sie mir nicht böse!“ antwortete sie. „Ich habe in Berlin und in ganz Deutschland keinen Menschen, dem ich etwas nütze. So konnte ich

nicht weiterleben. Darum bin ich zu Ihnen gekommen und will Ihnen die Zimmer in Ordnung halten und waschen und kochen, und wenn Sie krank werden, will ich Sie pflegen."

Um sein Herz nicht der Rührung zu überlassen, fragte er rasch:

„Aber sagen Sie, wie haben Sie das zuwege gebracht? Die Reise kostet doch viel Geld."

Nun gab sie genauen Bescheid, so zusammenhängend, als ihr erregtes Herz und Thedmars Unterbrechungen zuließen. In ihm aber wurde der heimliche Widerspruch gegen ihre Gewalttat nicht Herr über das süße Gefühl, eine solche treue Hingebung erworben zu haben, über das von Anna ausstrahlende, auch ihn durchwärmende Glück und über sein ganz eignes, herzliches Gefallen an dem tapferen, blühenden Mädchen.

„Ja, was wollen Sie aber anfangen, wenn ich Sie nicht brauchen kann?" fragte er.

„Daran habe ich nicht gedacht," gab sie zur Antwort.

Thedmar wies ihr ein Zimmer an, in dem freilich nicht mehr stand als ein primitives Bettgestell mit gekreuzten Beinen, „Esel" genannt, ein Tisch und

ein Stuhl. Er führte sie ungeduldig im ganzen Anwesen herum, prahlte in der Fabrik mit seiner jungen Sachkenntnis, er zeigte ihr die Pferdeweide und fragte, ob sie reiten könne, schritt mit ihr durch eine kühle Allee blauschattiger Gummibäume zum Strom, der breit und gelassen dahinrauschte, wies ihr den kleinen Schleppdampfer und die Eisenbahn, die aus den fernen Pflanzungen das Zuckerrohr herbeischafften, machte sie mit dem Buchhalter bekannt, der im Ort wohnte, und mit dem Neger Anastasio, der sein persönlicher Diener war. Er hatte sich noch nie so als Herr gefühlt wie an diesem Tage.

Anna nahm sich vom nächsten Morgen ab des Hauswesens an und hatte zunächst genug zu flicken und zu stopfen, da fast kein Wäschestück im Hause ohne Löcher und Fransen war. Die Einrichtung wohnlicher zu machen, fiel schwer; denn kaum das Nötige war vorhanden. Doch Ordnung und Reinlichkeit machten schon viel aus. Dem Neger, der ein gutmütiger und gefälliger Mensch war, sah sie bald seine einfachen Kochkünste ab; er nahm es ihr nicht übel, daß er ihr seinen Platz am Backsteinherd der dunklen Küche abtreten mußte, gewann er dabei

doch Zeit für seine Lieblingsbetätigung, ein pflanzenhaft stilles Ausruhen an einer schattigen Hauswand oder unter einem Baum. Übrigens verrichtete er ihre anfangs mehr pantomimisch gegebenen Befehle willig und geschickt. Sie lernte im Zusammenarbeiten mit ihm rasch wie ein Kind seine freilich nicht umfangreiche Sprache und hatte so Thedmar im Portugiesischsprechen bald eingeholt und überholt. Nach und nach ließ sie auch von den Handwerkern in der Fabrik allerlei einfache Haus- und Küchengeräte verfertigen, Truhen, Wandbretter und Ecktischchen, die zur besseren Aufbewahrung der Vorräte und Siebensachen dienten und zugleich die kahlen Zimmer füllten.

Indem sie so ihren Freund unermüdlich betreute, hielt sie sich doch still im Hintergrund wie ein Hausgeistchen: außer bei Tisch war sie für ihn nur zu sehen, wenn er sie in der Küche oder in ihrem Zimmer aufsuchte, und seinem Verlangen, sie möchte doch das Wohnzimmer als das ihrige ansehen, gab sie unter allerhand Vorwänden nicht nach. Sie wollte das Glück, für ihn sorgen und um ihn sein zu dürfen, nicht dadurch aufs Spiel setzen, daß sie ihn eines Tags etwa doch störte und ihm lästig wurde.

Seine Freude über Annas herzhaftes Kommen wurde bald beunruhigt und getrübt. Gewiß war es angenehmer, in einem wohlgerüsteten Bette zu schlafen, gewiß ließ er sich das Essen jetzt besser schmecken, saß mit größerem Behagen in dem aufgeräumten, staubfreien Zimmer; aber durch all diese Vorzüge bekam sein Wohnen hier einen ruhigeren, regelmäßigen Charakter, es war nicht mehr jenes abenteuerliche Kampieren und Biwackieren in der Halbwildnis, das ihn verlockt und befriedigt hatte, das zu allerhand gelegentlichen Wildheiten so gut Farbe hielt und das man morgen ohne Bedauern endet. Sie hatte ja keine Ahnung davon, daß sie ihm durch ein behagliches Zimmer und reines Tischgeschirr die Lust verdarb, mit dem alleweil fidelen Pfarrer Bénoît zu zechen. Dieses junge Mädchenblut, das ihm durch die halbe Welt nachgezogen kam, wollte, so bescheiden und zurückhaltend es war, doch mehr von ihm, als er gab und zu geben gesonnen war. Und war es auch nur Einbildung von ihm, wenn er meinte, sie habe es darauf angelegt, seinen Widerstand langsam und unvermerkt zu brechen und aus einem Freund einen Liebhaber zu machen, jedenfalls empfand er das Drängen

dieser Einbildung und empörte sich dagegen. Ihr persönliches Wesen hatte ihn von jeher erfreut: jetzt, da er an seinem Bett, auf seinem Tisch, an seiner Wäsche überall ihre Hand sah und fühlte, da er sie in seiner Wohnung mehr fühlte als sah, und suchen mußte, wenn er sie sehen wollte, nun drang sie in sein Blut und jagte entflammend durch seine Adern, weckte schöne Gedanken und leuchtende Träume oder auch ungebärdige und unerbittliche Anwandlungen, wie ein starker Trunk hitzigen Weins; nur daß er den Weinrausch verlaufen oder verschlafen konnte, diesen aber nicht.

In solchem Zwiste mit sich riß er manchmal, ohne ein Wort zu sagen, vor dem Abendbrot den Gaul von der Weide und raste davon. Anna wartete, von Zeit zu Zeit immer wieder mit dem Hunde unter den Bäumen vor dem Hause hin- und hergehend, bis er zurückkehrte, und wenn die Nacht darüber verrann. Hörte sie ferne seinen Hufschlag sich nähern, so band sie den Hund an, richtete alles und ging in ihre Stube. Und wenn er mit schwerem, unwirschem Schritt in sein Zimmer trat, brannte das Licht, leichtes Gebäck und ein heißer Kaffee stand da — er fluchte, wiederzufinden, was er in

Gesellschaft und beim Wein hatte loswerden wollen, schimpfte auf die Sklavin, die nicht merke, wie wenig er sich aus ihr mache, und ihre Arbeit, sich selber zwecklos verschwende, und sog doch zwischenhinein das klärende Gefühl der Freude an ihrem treuen Walten, wie er im ruhelosen Hin- und Herschreiten behaglich den ernüchternden Kaffee trank und die zarten Küchelchen in den verschlampampten Magen stopfte. In solchen Momenten war er übrigens damit zufrieden, daß die Sklavin unsichtbar blieb.

Abgesehen aber von diesen Anfällen der Ungebärdigkeit, die er des Mädchens Augen entzog, lebten die beiden äußerlich so harmlos und gleichmäßig dahin, daß Anna von Thedmars Zustand und Zwist mit sich selbst keine Ahnung hatte.

So verging die heißeste Zeit.

Eines Vormittags wandelte Thedmar im Schatten der Gummibäume vor dem Hause auf und ab, da sah er aus der sonnigen Ferne eine hellgewandete Frau unter einem roten Sonnenschirm herankommen, hoch, langsam und lässig. Ohne daß er sie schon erkennen konnte, mußte er an Bemvinda denken, die Geliebte seines Zechkumpans, des Pfarrers Bénoît.

Vor etwa zehn Tagen, als er bei jenem anritt, drang ihm absonderlicher Gesang aus dem Haus entgegen. In die Stube tretend, war er etwas überrascht, den Pfarrer in hüllenloser, weißer Schlankheit und Bemvinda in der natürlichen Tracht und Bronzefarbe ihrer prächtigen Glieder vor dem Spiegel einen Reihen schreitend und in burleskem Rhythmus das Miserere singend zu finden. Sie ließen sich nicht stören, verneigten sich im Spiegel gegen den Eintretenden, der nun die Gitarre von der Wand riß, auf den Tisch sprang und maßlos die Saiten bearbeitete. Dann hatte er das Weib ein paar Tage später im Zirkus gesehen, ihre wilde Schönheit hatte seine Aufmerksamkeit mehr gefesselt als die Künste der Truppe, er hatte durch beobachtende und bewundernde Blicke ihr Auge immer mehr auf sich gezogen, war aber, da ihn der schwarze Mensch doch im tiefsten abstieß, ohne sich ihr zu nähern, heimgeritten.

Nun kam sie, dem Zug seiner Blicke und seiner großen, festgefügten Gestalt folgend.

Er blieb ruhig im Schatten der Bäume stehen.

Sie trat auf ihn zu, begrüßte ihn lächelnd, und der Glanz ihres Auges wie der Druck ihrer Hand

sagten ihm genug. Sie war in ein leichtes creme-farbenes Gewand gekleidet, um den bloßen, dunklen Hals lag glühend eine Korallenschnur, durch einen Einsatz jener feinen einheimischen Spitzen, die man Crivó nennt, schimmerte die Brust wie ein schwärzliches Arabeskenwerk hindurch, der Widerschein des roten Sonnenschirms überfloß ihr Gesicht mit einer beseelenden Farbe.

Thedmar bewillkommnete sie und fragte nach ihrem Befinden. Sie antwortete mit den verschwenderischen Wendungen des portugiesischen Tons, sie komme, ihm zu sagen, daß er sie als seine ergebenste Dienerin ansehen möge.

In diesem Augenblick zuckte Annas Bild durch sein Bewußtsein, ein Trotz und eine Schadenfreude regte sich in ihm, und mit einem Lächeln, das nicht der Schwarzen galt, erwiderte er ihr in demselben Tone, sie möchte sein Haus als das ihrige betrachten und mit ihrem Besuche beehren.

Er führte sie ins Zimmer, machte sie mit Anna bekannt und bot ihr das übliche Täßchen Kaffee und die Zigarette. Dann benutzte und vertrieb er die Stunde bis zu Tisch, indem er sie im ganzen Anwesen herumführte und ihr mit der größten Auf-

merksamkeit und Ehrerbietung die Herstellung des Zuckers vom frischen Rohr bis zum zartgelblich gebleichten Zuckermehl erklärte. Das alles interessierte sie nicht im mindesten, aber sie ließ es sich als eine Ehre gefallen und schritt mit vornehmer Gleichgültigkeit zwischen all den ihr wohlbekannten Negern dahin, die ihr neidisch und lüstern nachschauten.

Bei Tisch, der, so gut es in der Eile ging, etwas reichlicher als gewöhnlich bestellt worden war, bemühte sich Anna redlich, die ihr unheimliche Frau zu unterhalten, indem sie immer wieder etwas Neues von Kleidern, von Speisefragen, von Merkwürdigkeiten des Landes zu sagen wußte, und Thedmar, der dem schwarzen Gast gegenüber an der andern Breitseite des Tisches saß, verwunderte sich einige Male nicht wenig über die höhnische Miene, mit der diese Donna Bemvinda ihre scheinbar freundlichen, wortreichen Antworten begleitete.

Er hätte sie gerne wieder auf gute Art aus dem Hause gehabt, wußte aber nicht wie.

Während Anna den Tisch abräumte, fragte er sein Gegenüber, was sie nun wünsche, daß geschehe. Sie reckte die Arme auseinander, dehnte ihren

strotzenden Leib und sprach, indem ihre Augen mit Flammen nach dem Manne griffen:

„Ruhen!" und mit dem Ellbogen sich aufstützend, ließ sie den Oberkörper gegen das Ruhebett sinken, auf dem sie gesessen.

„Sie sind hier ungestört, ich werde die Zeit in der Fabrik benutzen. Wann darf ich wiederkommen, ohne Furcht, Sie zu stören?"

„Wann es Ihnen gefällt. Ich bin zu Ihrer Verfügung."

Er verbeugte sich und ging hinaus; er fühlte sich etwas unterschätzt. Er gab Anna den nötigen Wink und überlegte, wie er das schöne, beutelüsterne Raubtier vertreiben könnte.

Als er nach etwa einer Stunde in das Haus zurückkehrte, war er entschlossen, ein Geschäft vorzuschützen und Donna Bemvinda einzuladen, daß sie mit ihm ins Städtchen ritte.

Auf das Zimmer zuschreitend, gewahrte er einen offenen Riß im Holz der Türe, der sonst durch ein innen angehängtes Silberlöwenfell, eine Jagdtrophäe seines Onkels, verdeckt war. Er trat verwundert hin, schaute durch den Spalt und konnte gerade den nackten Oberkörper Bemvindas erblicken, die das

Fell unter sich auf das etwas harte Ruhebett gebreitet hatte. Warm hob sich der tiefdunkle Leib von dem weichen, blonden Glanze des Fells. Sie schien zu schlafen. Thedmar wußte es besser, und nachdem er einen heißen Schauer zornig von sich geschüttelt, betrat er mit Geräusch das Zimmer. Wie schlummernd lag das braune Weib und zuckte nicht mit der Wimper, ließ in gleichen Atemzügen den ebenmäßigen Körper sich heben und senken, und weich wiegten sich die Glanzlichter auf Brust und Bauch. Der Mann stand da und genoß einen Augenblick den Reiz dieser Schönheit, schnupperte dann in der Luft herum, rümpfte die Nase und ging lächelnd auf den Zehen in sein Schlafzimmer; er löste den Moskitovorhang überm Bett von der Stange, kehrte zurück, warf den Schleier über die Daliegende und verließ das Zimmer.

Schon im Hausflur hörte er sie drinnen aufspringen, wutschreien und fluchen. Er trat aus dem Haus und ging unter den Bäumen auf und ab; er wollte sie nicht etwa unbemerkt fortgehen lassen, sondern ihre Wut durch eine gutmeinende Erklärung besänftigen. Als er sich dem Hause wieder näherte, hörte er einen gepreßten Hilferuf, der ihm von

Annas Stimme zu sein schien, und der Schreck trieb ihn hinein.

Anna hatte die Fremde im Zimmer hantieren und schreien hören und trat schließlich hinein, um ihr etwa behilflich sein zu können. Die Schwarze, schon wieder fast angekleidet, sprang voll Wut, schreiend und die weißen Augäpfel rollend, auf das Mädchen los, riß ihr das Gewand von der Brust, betrachtete frech die von Schrecken Übermannte, schlug ihr, ehe sie sich wehren konnte, die Nägel in das weiße Fleisch und umkrallte ihr auch schon mit beiden Händen den Hals. Aufkreischend schleuderte und schleifte sie das röchelnde Mädchen durch die Stube, als Thedmar hereinstürzte. Er rief ihr befehlend zu, umsonst. Er packte den für die Schlangen bestimmten Stock in der Ecke und hieb der Schwarzen blindlings einen Schlag über den Kopf. Sie wandte sich, verdrehte die Augen und sank, immer noch nicht loslassend, auf Anna zusammen. Thedmar mußte die braunen Finger vom Halse Annas lösen, die, blau im Gesicht, würgte und nach Atem rang.

„Leben Sie? Leben Sie?" rief er, indem er sie aufrichtete und auf das Ruhebett setzte. Sie kreuzte

unwillkürlich die Arme vor der Brust und schluchzte. Nur dem Zufall, daß ihre Füße im Hin- und Hergerissenwerden den Boden verloren hatten und sie so mit ihrem ganzen Gewicht in den Händen der Schwarzen hing, mochte sie es verdanken, daß sie noch Atem hatte.

„Und sie —?“ fragte sie, nach der Feindin weisend.

„Hin oder nicht —“ fuhr Thedmar heraus, „— was liegt daran, sobald es mir ans Leben geht! Eine — Bestie!“ Und er wendete sich ab.

Anna taumelte hinaus, um sich Brust und Hals zu verbinden.

Der junge Mann hob den weggeworfenen Stock auf, betrachtete ihn, tat versuchend einen Lufthieb und stellte ihn wieder an seinen Platz. Prüfend blieb er vor Bemvinda stehen; sie lag schlaff und ohne Atem da. Er untersuchte sie. Er holte ein Riechfläschchen und hielt es ihr vor die Nase, sie regte sich nicht.

„So war es nicht gemeint!“ murmelte er, langsam den Kopf schüttelnd. Er breitete den Moskitovorhang, den sie, vom Ruhebett aufspringend, zersetzt hatte, über sie. Dann ging er lange an ihr

vorbei im Zimmer hin und her, bis sein Atem sich beruhigt hatte.

Endlich hängte er das Silberlöwenfell wieder an die Tür, verließ das Zimmer und schloß ab. Draußen trat er zum nächsten Orangenbaum, brach sich eine Frucht und schlürfte sie, drehte sich dann eine Zigarette, steckte sie in Brand und ging in die Fabrik.

Gegen Abend, als es in der Fabrik still geworden und auch der Diener Anastasio fortgegangen war, seinen üblichen Abendfeiergang, stand Thedmar unter der Haustür und starrte in das einbrechende Dunkel. Da trat Anna zu ihm und fragte:

„Was soll mit ihr geschehen?"

Er schaute auf das Tuch, mit dem sie sorgsam den Hals verhüllt hatte, und stieß in plötzlich neuer Empörung heraus:

„Verlochen werd' ich sie! in einen Sack binden und in den Bach werfen!" und er ging die Allee hinab.

Nach geraumer Zeit, als es dunkel war, kam er wieder.

„Sollen wir sie jetzt nicht fortschaffen?" fragte Anna, die auf ihn gewartet hatte.

„Ja, jetzt will ich's tun."

—

„Ich helfe.“

„Nein!“

„Ich will helfen — unbedingt!“

„So lassen Sie den Fidel hinaus, er wird melden, ob jemand in der Nähe ist.“

Der Hund jagte davon, kreuz und quer, weit hörbar in der Stille.

Thedmar hatte die Last der Toten auf die Schulter genommen und schritt nun, da der Hund ruhig blieb, sofort die Allee hinab dem Strome zu. Anna begleitete ihn tapfer. Als er aber unter der Bürde zu keuchen begann und sein Schritt unsicher wurde, da übermannte sie die Angst um ihn, und damit nicht jemand, der zufällig in die Nähe käme, das Stöhnen vernehmen und Verdacht schöpfen könnte, fing sie an zu singen, und halb irr vor Angst und Mühe sang sie mit tönender Stimme:

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel —

Seit vielen Jahren hatte sie das Lied nicht mehr gesungen noch gehört, und konnte sich nicht auf das Weitere besinnen, drum wiederholte sie:

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel —

nun kam ihr wieder ein Vers:

Die armen Vöglein froren —

und sie wiederholte:

Die armen Vöglein froren —
Als ob sie angewachsen sei'n.

So arbeiteten sie sich, kaum füreinander sichtbar, durch die nächtige Allee hinab zum Strom, zu dem Nachen, der sie in mancher Abendfahrt schon getragen. Thedmar hatte ihn bereit gestellt und betrat ihn zuerst mitsamt seiner Bürde. Gleich sprang Anna nach und stieß ab, ergriff das Ruder und lenkte hinaus. Und alsbald wieder sang sie weiter, während er die Kette des schweren Ankersteins mehrmals der Toten um den Leib wand und fest einhakte, und sie sang immer:

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel —
Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel —
Die armen Vöglein froren,
Die armen Vöglein froren,
Als ob sie angewachsen sei'n.

Als sie mitten im Strome sein mochten, schob er erst sachte den Leichnam über Bord und ließ dann vorsichtig mit beiden Händen den Ankerstein ins Wasser.

Kaum war es geschehen, so versagte dem Mädchen die Stimme, und sie konnte nicht mehr das Ruder bewegen. Er nahm es ihr ab, lenkte zum Ufer und dort langsam aufwärts. Als er wieder angelegt, blieben sie noch lange sinnend im Boote sitzen, keines sprach ein Wort, keines sah das andre, kaum ihre Atemzüge hörten sie im Rauschen des Stroms.

Endlich kam der Hund angejagt und schnupperte laut nach der fremden Witterung im Nachen. Da faßte ihn Anna am Halsband, und sie gingen ins Haus, das ihnen für diese Nacht keine Ruhe bot.

Nach drei Tagen besuchte Thedmar, um seine Ruhe und Kälte zu prüfen, den Pfarrer Bénoît.

„Raten Sie mir," rief ihm dieser entgegen, „soll ich weinen oder lachen? Bemvinda ist mir durchgegangen!"

„Mit wem?"

Der Pfarrer zuckte die Achseln: „Ich hatte auch Sie im Verdacht, Signor Eugenio!“

„Ich — sterbe lieber! Seit wann ist sie denn fort? Dienstag über Mittag war sie ja noch bei uns: große Überraschung, feierliches Diner. Sie hat mächtig ausgeworfen; aber ich war nicht zu fangen.“

„Eben seit Dienstag, das heißt Montagabend, ist sie fort. O — sie hat mich ja ein Heidengeld gekostet! Hätt' ich das geahnt, ich hätte sie lieber totgeschlagen!“

„Na, dazu war doch kein zureichender Grund!“

„Kein zureichender Grund —? Sacré nom d'un chien, wenn ich sie hier hätte!“

„Ja — — dann wär' alles wieder gut!“ sagte Thedmar trocken.

Er trank diesen Abend nicht viel und ritt bald wieder heim.

Anna trug ein Tuch um den Hals, war blaß und atmete manchmal schwer auf; doch gelang es ihr, in des Freundes Gegenwart fast harmlos und alltäglich zu erscheinen. Nur manchmal überraschte er sie dabei, daß sie ihren Blick groß und selbst-

vergessen auf ihm ruhen ließ; dann erglühte sie vom Haar bis in die Falten des Halstuchs hinein und wußte sich nicht zu helfen.

So verging die Woche.

Sonntagabends, nachdem sie sich schon getrennt hatten, klopfte Thedmar an Annas Tür.

„Darf ich eintreten?"

„Ja."

Sie lag schon im Bett. Er setzte sich zu ihr, wies ihr seine Hand, indem er sie umwendete, und fragte:

„Sehen Sie das Blut an meiner Hand?"

„Blut?" wiederholte sie, genau die Hand betrachtend, dann fuhr sie auf und schaute ihn groß an.

„Auch im Traume nicht?" fragte er.

„O — niemals!" rief sie, verstehend.

Er legte die Hände auf seine Knie und sah zu Boden.

„Dann kann ich weitersprechen. Als ich die Schwarze niedergeschlagen hatte, gebrauchte ich den Ausdruck ‚wenn es mir an das Leben geht', — erinnern Sie sich? und es war eine Wahrheit, die ich mir selbst noch nicht gestanden hatte, die der Moment mir entriß. Jetzt möchte ich mit ganzem

Willen wiederholen, daß es mir an das Leben geht, wenn Ihnen ein Leid geschieht, — darf ich das?" Er streckte ihr fragenden Blicks die Hände entgegen.

Sie ergriff seine Hände und küßte sie und drückte weinend ihr Gesicht in seine Hände.

Da küßte er das Mädchen auf den Mund und sprach:

„Steh auf! Wir müssen noch hinaus."

Er ging. Sie folgte ihm alsbald.

Dann schritten sie lange in Gesprächen und in stummen Gedanken unter den Alleebäumen auf und ab, bald leuchteten ihnen die Fenster des Hauses entgegen, bald die Wellen des vernehmbar rauschenden Stroms, die im Scheine der Jungmondsichel sich silbern durcheinander drängten.

Einmal nach einer Stille sagte Thedmar:

„Im Mittelalter mauerte man in den Grundstein der Münster etwas Lebendes ein. Auch wir haben etwas Lebendes im Fundamente liegen; wir werden etwas Gutes und Tüchtiges aus uns machen müssen! Wir werden einen schönen Turm bauen müssen auf diesem Fundamente, damit wir hoch darüber wohnen und weit darüber hinwegschauen können!"



Mara



Es war in einer Stadt Brasiliens.

Eines Morgens erwachte ich früh und fühlte mein Herz so voll von Widerwillen gegen alles Leben, daß ich die Augen wieder schloß und darüber nachgrübelte, was für ein Traum mir wohl diese zehrende Stimmung hinterlassen hätte. Ich entsann mich aber nicht, geträumt zu haben; auch mitten in der Nacht, von einem knarrenden Fensterflügel geweckt, war ich aus traumlosem Schlafe aufgefahren. Woher nun wieder dieses Dunkel in mir, dieser qualvolle Zwang zu jedem Atemzuge, dieses klägliche Verlangen, nicht aufgewacht zu sein und nie mehr aufwachen zu müssen! Ich war doch vergnügt zu Bette gegangen, hatte ruhig und fest geschlafen —!

Während du dich arglos und wehrlos der Müdigkeit überlässest, der Ruhe, welch ein Dämon fährt

in dich, impft einen schwarzen Tropfen in dein Herz, durchrührt und färbt und kränkt damit dein ganzes Geblüt, bis es trüb und schwer wie Blei sich durch das Herz zwängt?!

Oder bin — bin ich das? Wie der finstere Boden eines tiefen Brunnens, nur wenn das Wasser darüber kristallgleich ruht, vom senkrechten Strahl der Sonne erleuchtet und kundgemacht wird, — taucht so die eigentliche Farbe meines Wesens, wenn einmal die Irrlichter des Wachens und des Träumens gebannt sind, im tiefen Schlafe empor, durchschwillt und erfüllt ihr Reich und wird noch durch das jäh einfallende Licht plötzlich erwachenden Bewußtseins gestreift?

Da ist es nun und nicht loszuwerden! Was ist es, dieses Dunkle? Ist es ein Gespenst und eine Schwäche? Ist es nur ein Feind, der dich herausfordert und hinsinkt, indem er dich steigert? Ist es der Tod, der langsam in dir wächst?

Unerträglich ist es. Wäre dieses Kissen mit tödlichem Gifte getränkt, du würdest den Zipfel des Kissens in den Mund nehmen wie ein Säugling die Mutterbrust und würdest Erlösung saugen! Aber wenn das Gift hinten stände in der andern Zimmer-

ecke, — nur die zehn Schritte dorthin würden dich schon wieder zu weit in das Leben zurücktragen! Und doch werden morgen, nach Tagen noch Augenblicke sein, wo dieses Dunkle urplötzlich in dir aufgärt und dich verzehrt wie Feuer, so daß du in dir zusammensinkst und dir die Schmach des Daseins nicht verzeihen kannst! Ja, und wenn du ganz frei daran zurückdenken, vernünftig darüber lächeln und Witze machen kannst, selbst dann ist noch eine heimliche Faser in dir, die sehnt sich nach jenem Dunklen, die erschauert in Stolz und in Ehrfurcht davor, die ahnt etwas Reineres darin als alles Licht und alle Freude.

Endlich Hilfe suchend gegen solches Spinnen öffnete ich die Augen und drehte mich dem offenen Fenster zu. Aber was ich dort draußen erblickte, das war so überraschend, daß ich die Augen wieder schloß und schrie: „Zum Teufel, was ist denn das!"

Gefaßt und meiner Sinne bewußt, tat ich dann die Augen wieder auf und spähte hinaus: aber immer noch saßen auf dem First des nahe gegenüberliegenden Hofgebäudes, wie die Tauben auf einem deutschen Stall, in wohlgemessenen Abständen fünf Aasgeier und rührten sich nicht und warteten.

Wie aus schwarzem Papier ausgeschnitten klebten sie auf dem leuchtendblauen Morgenhimmel.

„Schamlose Kumpane!“ rief ich. „Zwar habe ich da vor mich hinphilosophiert wie ein toter Hund; aber für euch bin ich noch lange nicht!“ Sie blieben still sitzen.

Da sprang ich aus dem Bette, nahm von dem Obstteller auf dem Tisch eine Orange und warf. Die Frucht flog schön zwischen zweien hindurch; der nächstsitzende Geier richtete sich auf, drehte den Kopf mit den hungrigen Augen neugierig nach rechts und links und zog den Hals wieder ein. Und in der alten teuflischen Ruhe saßen die Gesellen wieder da, unheimlich wie die steinernen Teufelsfratzen auf den Türmen von Notre Dame in Paris.

Ich wollte den liebenswürdigen Tierchen nicht länger zur Augenweide sein, rasch nahm ich mein Bad und zog mich an.

Obschon an diesem Tage noch Ferien waren, machte ich meinen Gang durch die leeren Schlafsäle und sagte dem einzigen Knaben, der — wegen nicht bezahlten Pensionsgeldes — die Ferien im Internat zubringen mußte, er sollte sich nur noch einmal auf die andere Seite legen, morgen müßte

er um sechs Uhr wieder unter die Dusche. Was er in den Ferien doch wirklich nicht nötig hatte, er versuchte auch heute, mir weiszumachen, er bade sehr gern. Um ihm an Höflichkeit nichts nachzugeben, machte ich ihm weis, ich glaube es ihm. So schieden wir voll Genugtuung voneinander.

Nun trat ich zur Zimmertür unserer Haushälterin. Noch hatte jener alle Stuben durchschmetternde Knall, mit dem der Riegel abends vorgestoßen und morgens zurückgedrückt wurde, uns nicht verkündigt, daß Donna Leocadia de Silva Soares e Pimentel gerüstet sei, dem feindlichen Geschlechte gegenüberzutreten; darum ging ich behutsam zur Tür und lauschte. Als ich aber drinnen ein Hin- und Herwandeln vernahm, dessen Wucht dem Namen wie dem Leibesumfang der Senhora entsprach, da faßte ich mir ein Herz, klopfte an und einen Schritt zurücktretend meldete ich, daß ich den Kaffee in der Stadt trinken würde. Ich hätte der Dame im Augenblicke wenig Angenehmeres sagen können: — nun war sie dem Zwange, schon am heiligen Morgen sich erträglich anzuziehen, mir eine Tasse hinzustellen und Kaffee einzugießen, aufs schönste überhoben; dennoch beteuerte sie mit den beweglichsten Tönen

ihr Bedauern, meine angenehme Gesellschaft entbehren und ihren Kaffee allein trinken zu müssen. Ich erwiderte, ihr Bedauern sei mein Stolz, machte der Tür eine Verbeugung und ging.

Im Hofe fand ich die fünf schwarzen Brüder noch immer auf dem Schuppendache sitzend; ich suchte sie durch Klatschen zu vertreiben; sie bezogen es nicht auf sich.

Als ich unter dem Fenster der Donna Leocadia vorbeikam, da tat es mit Krachen sich auf, und in einer allzulange nicht gewaschenen weißen Frisierjacke machte es sich der aus den Formen gequollene Oberkörper der Dame im Fenster bequem; sie neigte mir grüßend ihr schwarzhaariges, mit blauen und roten Papillotten geschmücktes Haupt und ließ ihre großen, schönen, dummen braunen Augen spielen. Ich schwang nur den Hut und schritt weiter. Am Hoftor traf ich den eben eintretenden Mulattenjungen Alcides, der das Frühstücksgebäck in einem offenen Körbchen vom Haupthaus des Instituts über die Straße herüberbrachte. Ich stellte ihn und fragte, warum er das Brot, das er mit einer Serviette zuzudecken habe, wieder offen trage.

„Vergessen,“ erwiderte er mit gleichgültigem Achsel-

zucken; denn er mußte derber angeredet werden. Ich suchte mir darum aus dem portugiesischen Schimpfwörterschatz, der massiv und reich ist wie nur irgendein romanischer, einige saftige Brocken und ich schwor dem Burschen, wenn die Nachlässigkeit wieder vorkäme, würde ich ihn in die dunkle Kammer sperren und ihm vierundzwanzig Stunden Zeit geben, sich seine Pflicht einzuprägen. Er schnitt eine Grimasse.

„Danke Gott," rief ich, „daß ich keine Handschuhe anhabe! Ich würde dir sonst das Gesicht zerdreschen, daß kein Auge und kein Zahn mehr am richtigen Fleck säße!"

Hohnvoll wies er mir die porzellanene Reihe seiner Zähne.

Zornig fuhr ich auf ihn los, er wandte sich um, da holte ich aus zu einem mächtigen Tritt; aber schändlicherweise wußte sich der mißfarbene Bengel meiner Absicht zu entziehen, mein Absatz kam nur in allzuflüchtige Berührung mit dem feindlichen Hinterteil, ich wurde von der Wucht meines verfehlten Schwunges herumgerissen und schaute plötzlich nach der entgegengesetzten Seite. Ich mußte über mich selber lachen. Alcides aber verzog sich

rasch um das Haus hin. Donna Leocadia, deren Fülle immer noch im Fenster lag, rief mir zu, ich sei stets zu gut; ich hätte den Schlingel nicht laufen lassen, sondern ihm den Kopf recht oft an die Mauer schlagen sollen! Dann erhob sie sich mit einem weichen Ruck und trat vom Fenster, um den Jungen im Zimmer zu empfangen; sie war nicht so heikel wie ich, und hatte überdies meistens ungewaschene Hände.

In bester Laune ging ich nun durch die noch etwas morgenkühlen Straßen, kaufte mir die neueste Zeitung, setzte mich in den bequemen Rohrsessel eines Schuhputzers, ließ mir die Stiefel wichsen und las. Dann trat ich in ein Café und trank mit europäischem Behagen langsam eine Tasse Kaffee mit Milch und bemitleidete die Brasilianer, die sich nur rasch an den nächsten Tisch setzten, eine Riesenmenge Zucker in ihren Fingerhut voll Kaffee rührten, ihn hinuntergossen und sich schnell wieder auf die Straße machten, wie wenn sie dort oder sonstwo irgendetwas zu tun hätten. Ich ließ mir meinen Kaffee so gut schmecken, wie man sich guten Kaffee nur schmecken lassen kann, beging auch nicht die Geschmacklosigkeit, etwa noch eine zweite Tasse zu trinken, sondern kaufte mir bei

dem im Lokal feilhaltenden Tabakshändler ein Päck-
lein jener weniger guten als echten brasilianischen
Zigaretten, die statt in Seidenpapier in Maisstroh
gewickelt sind. Mich an den Pfosten lehnend, blieb
ich unter der Tür stehen, sah über die Straße und
öffnete dabei eine der Zigaretten, schüttete mir den
bröseligen, schwarzen Tabak in die Hand und zer-
rieb ihn, füllte ihn wieder in das Maisblättchen
und zündete mir das Präparat an. Ich schaute
über die Straße und freute mich unendlich, obwohl
nicht viel zu erblicken war. Nur wenige Menschen
gingen hin und her, meist mit einer frischen Zeitung
in der Hand; einer stand am Straßenrande und
ließ sich die Stiefel wichsen; ein Bond lärmte vor-
bei, der Kutscher hieb auf die Maultiere ein, das
getroffene schlug hoch hinten aus und traf mit beiden
Hufen das Schutzblech des Wagens, daß es durch
die ganze Straße dröhnte.

Meinen Zigarettenstummel wegwerfend, machte
ich mich nun auch auf und schlenderte dahin. Sollte
ich mich in die Buchhandlung setzen und französische
Bücher ansehen, Flauberts Briefe weiterlesen —?
Eilt nicht; die werden doch nicht verkauft! Die Luft
ist noch zu schön.

Oder soll ich auf die deutsche Redaktion zu meinem Wiener Freunde gehen, eine rechtschaffene Zigarre rauchen, das Neueste besprechen, von Literatur plaudern, vom jungen Wien, von Hermann Bahr, der im furor teutonicus seinen Bierkrug auf einem Tschechenschädel zerschlug? Von Loris, der noch ein ganz junges Menschlein ist, ein Schüler, der noch nicht allein zu seinen Literaturfreunden ins Café kommen darf, sein Vater muß ihn begleiten, — „wissen's, ein maraviglioses Genie!" —?— Aber am Ende schließt er mich unversehens wieder ein, bis ich ihm für sein Blättlein einen Artikel geschmiert habe. Und dazu ist das Wetter wirklich noch zu schön!

Da wurde ich durch einen schwülen Duft aus meinen Träumen geweckt, ich sah zur Seite, wo ich Schritte hörte, und erblickte das südländische Profil einer jungen Dame, die starr geradeaus schauend des Weges ging. Ihr einfaches schönes Gesicht war nicht gelb, sondern von einer heißdurchbluteten, feinen Bräune, die als Anzeichen ursprünglichen Lebensfeuers entzückt und mir sofort den Atem bedrängte. Nun traf mich wie zufällig ein ruhiger Blick aus großem, dunklem Auge mit perlmutterweichem Weiß

und ein zweiter, kurzer Blick, der mich wie ein Blitz überschlug; dann war das Profil wieder etwas starr vorwärts gerichtet. Die zierlich volle Figur in dem weißen Spitzenkleide betrachtend, nahm ich allmählich Abstand, ließ sie vorangehen und freute mich, fast noch mehr als an ihrem Gesicht, an dem leichten, ihren ganzen Körper mit seinem Rhythmus durchspielenden Gange.

So näherten wir uns einer Straßenkreuzung.

Da, beim Verlassen des hohen Bürgersteiges berechnete sie falsch und gab sich einen etwas zu starken Schwung, ihr Fuß stieß hart auf dem Fahrdamm auf, der ganze Leib zerschrack und stolperte dahin, die Schönheit war zusammengefallen wie ein Kartenhaus. Ich stand noch einen Moment, dann kehrte ich auf meinem Wege um: Welch ein Böotier und Hyperboräer bist du! Gibt es etwas Zerbrechlicheres als den Genuß! Gibt es etwas Verletzlicheres als die Anmut! Weißt du das nicht! Wärst du dem armen Mädel nicht nachgelaufen, sie hätte graziös wie eine Katze das Hindernis genommen; jetzt schämt sie sich, als hättest du sie im Unterrocke gesehen. Ich blickte ihr nach: richtig, da sah sie sich auch um, glutrot im Gesicht, mit einem dummen, ängstlichen

Blick. O diese seelenvollen Reh-, Antilopen-, Gazellen- und sonstigen Augen aus der Zoologie, Gott sei mit ihnen und verschone mich!

Nun wußte ich mit einem Male, wohin, und lenkte meinen Schritt nach den weiter außen liegenden, neueren Straßen, wo vorwiegend Deutsche wohnen. Dort hatte ich so eine Art Schatz, eben um der Augen willen. Das war so gekommen.

Nachdem ich einige Monate in diesem schönen und reichen Lande war, und bei meinen Buben in der Schule, unter den Leuten in dem Theater, dem Zirkus, dem Café, bei den Frauen, die ich begierig in acht nahm, immer wieder in dieses große dunkle Auge sah, fing dieses Auge an, mich zu embetieren. Warum? In Deutschland unter unseren himmelblauen, stahlblauen, grünlichen und eisgrauen Augen hatten braune mich doch oft besonders schön gedünkt und mir stärker ans Herz gerührt! Nun langweilten sie mich. Immer derselbe scheinbar starke Ausdruck, der zurückzuführen ist auf den Farbenkontrast des dunklen Sternes zum weißen Augapfel und dieses weißen Augapfels zur dunkleren Gesichtsfarbe; immer, auch bei den gleichgültigsten Dingen, dieser geladene Blick, dieses Augenrollen, dieses Schmachten! — —

jedenfalls fragte ich mich eines Tages: warum haben sich nur alle diese Leute ihre Menschenaugen aus- nehmen und Tieraugen einsetzen lassen! Ich fing an, auf den Straßen nach hellen Augen zu suchen, nach Blicken, die etwas von der Klarheit des Himmels oder der Frühlingswelle hatten, von der Trübe und dem Durchschein des Novembernebels, von dem scharfen Lichte des Eiskristalls. Ich achtete wieder auf die Nordländer, die ich bis dahin gemieden hatte, und diese Nordländer sind ja meistens Deutsche.

Eines Morgens nun in jenen Tagen ging ich meines Weges, um des Schattens willen hart an den Häusern hin. Da fuhr vor mir aus einem nie- drigen Erdgeschoßfenster eine Hand mit einem Staub- tuch heraus und wollte gerade losschütteln, und ich hätte es natürlich abgekriegt. Mit raschem Griff packte ich die Hand am Gelenke und erst aus dieser Sicherheit konnte ich nach der Eigentümerin auf- schauen. Sie stand etwas herabgebeugt, auf die andere Hand gestützt, und starrte mich mit großen, erschrockenen Augen an, den durchsichtigsten, silbrig- leuchtenden blauen Augen, deren ich mich entsinne.

Ich war so überrascht, alle Frechheit verging mir,

die Hand hielt ich aber noch fest. Nun fand sie doch zuerst das Wort und sagte:

„Verzeihen Sie!"

„Im Gegenteil, ich danke Ihnen!" erwiderte ich, hob mich auf die Zehen, küßte ihre Hand und gab sie frei.

Sie antwortete nichts, ihre Miene trübte sich, kämpfend, ihr Auge füllte sich mit Tränen, ich fühlte, daß ich einem einfachen Herzen Gewalt angetan hatte. Das schmerzte mich, und ich fuhr heraus:

„Schlagen Sie mir das Tuch ins Gesicht! Ich habe Sie gekränkt. Es war nicht meine Absicht; aber züchtigen Sie mich!"

„Beileibe nicht!" entgegnete sie. „Wie kann ein Mann nur so etwas sagen!"

Ich betrachtete sie erstaunt und prüfend. War das als Züchtigung gemeint? Schlug sie, indem sie es weit von sich zu weisen schien? Nein. Ihr Auge strahlte begütigt und wieder begütigend; indem ich mich ihr auslieferte, hatte ich sie entwaffnet. Gleichwohl fuhr ich fort:

„Also — wer so etwas sagen kann, hat noch kein Recht, Haar im Gesicht zu tragen?! Ich werde nachher gleich zum Barbier gehen. Und ich habe

mir auf meine Männlichkeit soviel zugute getan! Aber — fort mit Schaden! Und offen gestanden: für so eine Gelegenheit wie diese eben, möchte ich gerne noch recht lange ein dummer Junge sein, wissen Sie, der rechte dumme Hans aus dem Märchen, der nur Dummheiten macht; aber mit der Prinzessin und ihren blauen Augen verdirbt er es doch nicht!"

Aufhorchend und nachsinnend schaute sie mich mit einem halb scherzhaften Seitenblick an, dann schüttelte sie lachend den flechtenschweren Kopf und sagte:

„Ich verstehe Sie nicht. Sie reden so komisch. Mit mir müssen Sie ganz einfach reden!"

Sie sah so lieblich einfach aus, daß ich das Reden vergaß und beobachtete, wie frisch und farbig sie da im Fensterrahmen vor der Dämmerung des Zimmers stand. Alles an ihr war gesund und kräftig, die von blauem Waschkleid umschlossene Gestalt, der runde Hals, das wohlgeformte Gesicht, aus dem die Zähne und Augen leuchteten; doch war die Fülle der rötlichen Flechten so schwer, daß der Hals sie kaum tragen zu können schien.

„Was hat denn der dumme Hans für Dummheiten gemacht?" fragte sie, als ich schwieg.

„Ich weiß selber nicht; aber als er auf die Freite zur Königstochter kam und von ihr gefragt wurde, was er ihr denn zum Geschenk brächte, da holte er eine Hand voll Straßenschlamm aus der Tasche und füllte ihr die weißen Hände damit. Das gefiel ihr so gut, daß sie ihn zum Gemahle nahm."

„Eine Hand voll Straßenschlamm —! so ein Dreckspatz! Und den nahm sie?"

„Ja gewiß! Die andern Freier hatten ihr Geschmeide und Kronen gebracht — das alles hatte sie doch selbst. Mit Straßenschlamm hätte sie aber als Kind auch gern gespielt wie andere Kinder, wenn die Hofdamen es erlaubt hätten! Drum freute es sie jetzt in ihrem Kinderherzen und sie dachte, er würde gewiß der kurzweiligste Ehemann für sie werden!"

„Ja ja — eigentlich hatte sie recht!"

So fing es an und so ging es weiter.

Sie war die Tochter eines deutschen Schreiners, der es zu einer stattlichen Möbelfabrik gebracht hatte. Vor zwei Jahren war ihre Mutter gestorben, und seitdem führte sie, wie sie es gelernt hatte und wie es ihr einfaches, klares Wesen verlangte, den Haushalt mit vollster Hingebung. Sie tat jede Arbeit

als täte sie eine Wohltat, mit ganzer Freude, voll Glück über ihr Können. So oft mein Weg mich in ihre Gegend führte, und das war fast täglich zur gleichen Zeit, schaute ich in ihr Fenster und fand sie immer in irgendeiner Arbeit. Wir plauderten eine Viertelstunde, sie erzählte mir, was ihren Tag bewegte, fragte mich nach allem, was sie an meinem Dasein interessierte, und schloß mich alsbald in ihre Wirtschaftssorgen ein. Daß ich bedürfnislos war, gefiel ihr; daß ich aber nicht einmal das Bedürfnis hatte, den hurtig fließenden Bach meiner Einnahmen zu stauen und zu einem See zu sammeln, das erschien ihr als Leichtsinn, ja, als Unrecht, und sie suchte mich zu bessern, mir den Wert des Geldes, meines von mir erarbeiteten Geldes wichtiger zu machen und meine Ausgaben einigermaßen zu lenken. Nicht, daß sie mich durch Tadel oder Ermahnung ermüdet hätte; so einfach und harmlos ihr Geist war, — wenn sie sich vorgenommen hatte, meine Gleichgültigkeit oder meinen Eigensinn zu zwingen, so überlegte sie die Möglichkeit mit so inniger Geduld, daß sie gewiß eine feine oder rührend bezwingende Form fand. Ich brachte ihr einmal eine kostbare Orchidee, deren phantastische Gestalt und

wilde Farben ich am Schaufenster so bewundern mußte, daß ich sie keinem Menschen gönnte als Mariandel; so nannte ich die Freundin. Sie sagte nun nicht etwa, das hätte ich nicht tun sollen, oder ich sollte nicht soviel Geld ausgeben, sie zeigte das ehrliche Entzücken eines Kindes, das stolz ist, köstlich beschenkt zu werden; aber sie fügte ihrem Lob der Blume hinzu:

„Heilig ist sie!"

Zwar schien mir der Ausdruck etwas geschraubt, wie es bei ihr manchmal vorkam; aber ich mußte doch nicken, indem ich an den jungfräulichen Urwald dachte, wo diese Blume auf den Resten unzählbarer Baumgenerationen zum ersten Male als ein neues Wunder durch die Dämmerung leuchtete. Da fuhr Mariandel fort:

„Sie ist ein Teil deines Lebens!"

Ich lächelte überrascht.

„Vielleicht sind es die härtesten und unglücklichsten Arbeitstage, die du dafür gegeben hast."

Solch ein Gedanke kam ihr nicht plötzlich; ich wußte gleich, daß sie ihn für eine gute Gelegenheit erdacht und aufgespart hatte, um mir eindringlich zu sagen, was mein Geld sei. Und ich habe mich

dann auch tagelang bemüht, nicht gegen ihr ernstes Gefühl mit meinem Geld umzugehen.

Ich kannte nichts in der Stadt und im Lande, woran ich eine reinere, glücklichere Freude hatte als an diesem heiter in sich ruhenden Weibe. Wir waren rasch vertraut geworden, so daß wir einander eines Tages ohne Abrede oder Rührung du nannten; ich weiß nicht einmal, ob sie oder ich zuerst damit anfing.

Und nun schritt ich wieder die breite, heiße Straße mit den einstöckigen Häusern hin, wieder im Schatten derselben Seite, der allerdings heute breiter war als jenes erste Mal; denn es war noch früh am Tage. Und nun stand ich am Fenster, legte die Arme auf und sagte:

„Guten Morgen, Mariandel, Zuckerkandl!" und sie stand an einem Bügelbrett, das auf dem Fenstersims und dem Tisch auflag, und bügelte mit einem Holzkohleneisen. Sie stellte das Eisen auf den Rost ab, gab mir ihre feste, warme Hand und sprach:

„Bom dia, senhor doutor! passa bem?“ und ihr Auge schien mir herzlicher zu strahlen als je und konnte doch nicht herzlicher als vordem. Sie setzte

sich an das Fenster, legte ihre rechte Hand auf das Gesims, über das mein Kopf und meine Schultern wegragten, und fing an zu sprechen, indem sie mir bald das Profil mit den nicht großen, aber festen Formen von Nase, Mund und Kinn und dem schwer zum Nacken hinabdrängenden, metallisch leuchtenden Haar, bald auch das volle Gesicht zuwandte; dann aber vergaß ich über der unbegreiflich ruhigen und klaren Bläue ihres Auges all ihre sonstige Schönheit. Ich war nie verliebt in sie, und nie hat ihr Anblick oder der Gedanke an sie mir den Atem versetzt; aber niemals war ich so voll froher Liebe für einen Menschen wie für sie.

Als sie mich nach dem und jenem gefragt und mir allerlei erzählt hatte, sagte sie:

„Du, Professor, was ich nicht vergessen will: dem Jorge Bleyle am Mercadinho unten, dem soll es flau gehen; wenn du was brauchst, denke doch an ihn! Er hat eine ganze Sendung Herrenwäsche, die im Hafen versteigert wurde, enorm billig übernommen, man kauft jetzt sehr gut bei ihm.“

Und sie erzählte, was sie für ihren Vater und was die Schwägerin für ihren Mann erstanden hätte, nannte die Preise und rühmte die Güte. Bald

sah ich ihr in die Augen, bald in die aus dem Bügeleisen blinzelnde Glut, horchte dem Klange der lieben, treuen Stimme und dachte an das versunkene Elternhaus, an Geschwister und Freunde, an ein eigenes Haus und Groß und Klein darin, an Liebes und Zwingendes, für das ich mein Leben einsetzen könnte, und empfand die Süßigkeit eines der Momente, die daran arbeiten, unser Herz zu weiten, zu stärken und neu zu verpflichten.

Auf einmal stockte sie, und da ich mich nicht daran kehrte, rief sie:

„Senhor, Sie hören mir wohl wieder garnicht zu?"

„O doch. Henrique Bleyle hat eine Schiffsladung Weißwaren versteigert —"

„O nao, senhor, das hat er nicht! Du aber bist ein Taugenichts, ein unhöflicher! denkst: laß die da schwätzen!"

„Weit gefehlt, mein Kind! Ich habe dir zugehört und habe doch nicht gehört, was du sagtest. — Schau, wenn ich mich auf den Rand eines Springbrunnens setze und mich von seinem Plätschern und Läuten, seinen reinen Sprühschauern umhüllen und gefangennehmen lasse, alles vergesse, auch den Springbrunnen, und seltene reine und gute Gedanken

habe, kommen mir diese Gedanken etwa nicht von ihm? Hör ich sie nicht aus seinem Rauschen, auch wenn ich es nicht mehr höre, und bin ich ihm in diesem Versunkensein nicht mehr zu eigen, als wenn ich seine Tropfen gezählt hätte! Und so war es eben. Während ich deine Stimme hörte und dein Auge fühlte, habe ich Besseres von dir erfahren und empfangen, als daß Bleyle Socken zu verkaufen hat. Gleichwohl werd' ich ihm die Socken abkaufen. Aber daß du mir in meiner Eitelkeit und Flüchtigkeit dazu verhilfst, ernste Gedanken nicht nur wie ein Gewitter in mir niedergehen zu lassen, sondern still und bescheiden ihnen Raum zu geben, standzuhalten, bis zu ihrer Süße durchzudringen, — das ist mir schöner und wichtiger als alle Schiffsladungen aller Kontinente."

Sie schaute mich kindlich an, legte ihre kleine, warme Hand auf die meinige und sagte:

„Du bist mir nicht böse, Erwin!"

„Wie könnte ich dir dafür böse sein! Gibt es einen Menschen, der dir böse sein könnte! Sieh, Mariandl, das ist mein einziger Schmerz an dir, daß ich nicht der Einzige bin, der dir nichts übelnehmen kann!"

„O —“ rief sie, wie ein Schulmädel ihre Beschämung überlachend, — „o frage meinen Bruder und seine Frau, ob sie mir nichts übelnehmen können!“

„Dann sind sie keine Menschen! Es gibt ja nicht gar zu viele.“

„Nein, mein Bruder ist gut“, erwiderte sie, „und Anna auch.“

„Jedenfalls werde ich dir beweisen, daß ich ein hilfsbereiter Mensch bin, ich werde mich bei Henrique Bleyle frisch ausstatten von Kopf zu Fuß und hoffe, ihn dadurch vom Bankrott zu retten.“

„Nicht Henrique Bleyle, sondern Jorge Bleyle am Mercadinho, und von Bankrott ist nicht die Rede. Sprich doch so etwas nicht, um Gotteswillen!“ Sie sah mich ganz verwirrt und mit schuldigen Augen an; sie hatte natürlich den flauen Geschäftsgang, der damals allgemein war, nur betont, um mich zum Einkauf bei Jorge Bleyle zu bestimmen, da sie fürchtete, mich durch die ungewöhnliche Billigkeit der Waren nicht bewegen zu können.

Nun machte ich ihr ein großes Vergnügen, indem ich sie genau nach den Preisen fragte, zu denen sie

eingekauft hatte, und sie um allerlei Rat anging. Viel profitierte ich ja nicht dabei; die Anstrengung, zwischen Leinen, Halbleinen, Baumwollen, Shirting und Fil d'Ecosse zu unterscheiden, schuf mir einiges Kopfweh. Aber sie war voll Freude und Eifer.

Dann mußte sie ihr heißes Eisen nutzen, sie hob das eine Ende des Bügelbrettes in die Höhe, zog ein helles geblümtes Kleid wie einen Ring darüber, legte das Brett wieder zurück und bügelte, indem sie nach und nach den ganzen Umfang des Kleides über das Brett wandern ließ.

Der Schatten, in dem ich stand, wurde schmäler, die Hitze drang allmählich merkbarer auf mich ein und erweckte mein tägliches Verlangen nach dem Stadtpark und seinen riesigen Baum- und Bambusschatten. Ich steckte mir an einem der kleinen Glutaugen des Kohleneisens eine Zigarette an und schied.

„Ate logo, senhor!“ sagte sie, was genau dem rheinischen „Bis gleich!" entspricht. Da sie wenig Portugiesisch konnte, machte es ihr Vergnügen, die geläufigsten Wendungen nicht zu versäumen; diese aber gab sie in so echter Aussprache, daß man auf völlige Beherrschung der Sprache schließen mochte.

Wie immer ging ich beruhigt von ihr, voll heimeligen Glückes, das von einer mir unverständlichen, unendlich feinen Bitterkeit gewürzt war. Träumend schritt ich durch die immer heißer werdenden Straßen, deren niedrige Häuser wenig Schatten spendeten, und langsam zur Stadt hinaus —

Als ich wieder aufschaute, war ich schon durch das große Mauertor eingetreten und fühlte mich umflossen von der freieren, im Wechsel der Busch- und Baumschatten lebendigeren Wärme des großen Parkes. Ich stand still und blickte zwischen den silbergrauen Säulen zweier riesigen Palmen in die Tiefe des Gartens. Weit umgeben von dunklen, silbrigschimmernden Gebüschen, gewaltigen Baumgehegen und Bambuswäldern stürmte aus einem weißeingefaßten schwarzen Weiher die peitschende Schaumfahne eines Springbrunnens empor, ohne doch die Höhe des dunklen Baumhintergrundes zu erreichen; dort hinten aber hob sich aus dem harten Dunkelgrün des Parkes ein gewaltiger Erythrinenbaum wie eine rosenfarbene Flamme still in die tiefblaue Luft, wie eine ungeheure, feuerfarbene Syringe. Heiß rann das Licht an den glatten Schäften der Palmen hernieder, weißgolden schmiegte

es sich um die zarte Schwellung schlanker Palmenhüften, silberstarr drückte es auf die scharfzackigen Palmfächer, schien manchmal lastend niederzugleiten, daß der befreite Fächer mit einem leisen Schwunge sich wieder hob in ein neues Silberbad; die harten Blätter schwarzgrüner Büsche waren übersät mit unbeweglichen, grellen Glanzlichtern; über die Massen der dolchklingenscharfen Blättchen des Bambushaines wimmelte das Licht wie ein goldener Rauch, gleichsam in sich zurückkehrend; rot und weiß und schwarzviolett und gelb und blau irisierend saßen da und dort riesenhafte Blumen im dunklen Grün, die Erythrine stand wie ein Berg von Feuer still da, alles ruhte wollüstig oder überwunden im Brande der höhersteigenden Sonne, nur der schneeige Aufruhr des Springbrunnens tobte sich ab gegen ihren Bann. Auch ich hielt still in schattenloser Glut, ich spürte nicht mehr ihre Last, ich fühlte mit Wonne, mit Grauen, mit Wonne ihre unbändige Schöpferkraft, — wie ich vor Jahren in kalter Winternacht bei einem Dorfbrand der Heimatberge ihre Vernichtungslust gefühlt, die eine so wild, so unerbittlich wie die andere.

Lange stand ich so versunken da, bis mir auf

einmal bewußt ward, daß irgend etwas mich störte, beunruhigte, reizte. Ich forschte umher und fand, daß ziemlich weit hinten an einem niedrigen hellgrünen Gebüsch in gleichmäßiger Bewegung ein Kopf mit gelbem Strohhut auftauchte und verschwand. Ich erkannte den Obergärtner des Stadtparkes, einen Deutschen, mit dem ich wohlbekannt war. Ich ging langsam hin und wollte ihn gerade fragen, was für ein Spiel er treibe, ich habe ihn fast für einen Spuk angesehen, da bemerkte ich ein Körbchen in seiner Hand, das schon bis zur Hälfte mit Blättern gefüllt war. Der hübsche, noch frische, alte Mann mit dem freundlichklugen, weißbärtigen Gesicht erzählte mir nun, dieses Gesträuch mit den graugrünen, lanzettförmigen Blättchen sei chinesischer Tee, und er pflücke die zwei oder drei äußersten Blätter jedes Zweiges ab, um sie für seinen Hausgebrauch zu trocknen. Ich ließ mich genauer über die Kultur des Tees und die Bereitung der Ernte belehren; dann, da ich gerade den Hut abnehmen mußte, um den Schweiß von der Stirne zu wischen, sagte ich:

„Was meinen Sie, wenn man jetzt so ein bißchen zur Abwechslung die Nase ins Deutschland hineinstrecken könnte, in den Schnee oder Rauhreif? Jetzt

klingeln vielleicht die Schlitten und die Eisbahnen wimmeln oder der Föhn jagt sein blaugraues Gewölk über die Alpen her —"

Er unterbrach mich kopfschüttelnd:

„— und alle Welt hustet und spuckt, und die Nasen triefen, die Reichen sind eingepelzt wie die Grönländer, die Armen hungern und frieren. Das ist kein Spaß, gar für alte Knochen! Ich habe kein Verlangen mehr danach. In diesem Leben nicht mehr! Wenn Sie erst so alt werden wie ich, dann werden Sie spüren, wie gut die Sonne ist! Sie fluchen noch über die Hitze, mir tut sie bis ins Mark hinein wohl und noch tiefer hinein. Ich laufe der Sonne nicht mehr davon. — Ich bin über vierzig Jahre in Brasilien und denke auch manchmal: wie es wohl im Städtel aussehen mag! — ob sie noch am Brunnen stehen! — ob die Hanne noch lebt! und was der und jener macht. Aber — es wird ihnen ergangen sein wie mir auch, gut und schlecht, alt werden sie sein, wenn sie nicht schon tot sind, und werden es gern warm haben. — — Nein, nein! in diesem Leben nicht mehr!"

„Sie haben ganz recht. Später einmal! Geist-

weis ist's auch bequemer. Aber dann müssen Sie einmal zu mir kommen, versprechen Sie mir's und vergessen Sie es nicht! Ich sitze dann irgendwo auf dem Schwarzwald, hoch oben, im Schnee, allein in einem großen Haus. Der Sturm tobt, daß die alten Balken und Getäfer stöhnen und krachen. Ich rauche meine Pfeife auf der Ofenbank und starre in die Kerzenflamme — auf einmal klatscht es draußen in die Hände und, wie ich hinhorche, ruft es:

„O da casa! O da casa!"

„Schau!" sag ich aufstehend, „der Brasilianer! Er hält Wort! Und immer höflich und respektvoll!" Ich tu' Ihnen die Tür auf, mach Ihnen schön Platz auf der Ofenbank, damit Sie Ihren tropischen Astralleib wärmen können, und geb' Ihnen den Pelzsack an die armen Geisterfüße. Sie kriegen Kaffee und Zigaretten und Hutzelbrot und e echts Chriesewässerle; was Sie wollen! Dann reden wir portugiesisch, sehnen uns nach der brasilianischen Sonne und singen, ich im ruppigen Baß, Sie im zarten Geisterdiskant:

„Minha terra tem palmeiras,
onde canta o sabia,

minha terra tem primores,
que eu nunca encontro ca.“

Er hörte mir lächelnd zu, schüttelte lächelnd den Kopf und sprach:

„Sie sind ein beneidenswerter Jüngling! So oft ich Sie sehe, denk ich das. Wie ein Kind sich auf dem Jahrmarkt herumtreibt, so treiben Sie sich durch die Welt und gucken sich an, was Ihnen behagt, haben Ihr Pläsir daran und bauen Luftschlösser damit.“

Er fuhr wieder mit Teepflücken fort; ich stand stumm dabei und wunderte mich über seine Worte, ihre Wahrheit, ihren Irrtum.

„Ja, solche Sonntagskinder gibt es!“ fing er wieder an. „Wie die Kinder Burgen bauen aus Sand, wieder einreißen, neue bauen, so bauen Sie Luftschlösser. Wenn Sie eines lange genug beschäftigt hat, drehen Sie ihm den Rücken und bauen ein anderes, und haben Ihre Lust daran und werden's nie müd'! Wir Andern, wenn wir mit fünfzehn, siebzehn Jahren zu Verstand kommen, wir bauen uns ein einziges Luftschloß: der eine sieht sich als großen Bauer, soweit der Blick geht, müßte das Land ihm gehören; der andere sieht sich als Kauf-

mann mit einer dicken goldenen Kette über dem Bauch unter der Ladentür stehen; der dritte will schwarze Rosen züchten und damit nebenbei Millionär werden — und dieses Luftschloß hegen und pflegen und stützen und steupern wir das ganze Leben hindurch und meistens merken wir gar nicht, daß es längst unrettbar zusammengefallen ist. — Ich habe schon lange gedacht, das müßt' ich Ihnen gelegentlich sagen, damit Sie es wissen und Ihrem Herrgott dankbar sind!" Er richtete sich auf, sah mir ins Gesicht und nickte mir mit freundlichem Ernste zu. Ich nickte lächelnd wieder.

Er pflückte weiter, ich sah ihm noch eine Weile stumm zu; denn was ich ihm hätte erwidern können, ging ihn ja nichts an.

„Da meine Knochen noch etwas jünger sind als die Ihrigen," sagte ich schließlich, „will ich sie mir frisch halten und nun ins Kühle bringen!"

Wir schieden.

Jeder sieht dich anders, sprach ich im Weiterwandeln zu mir, und auch der Klügste sieht dich falsch; denn selbst die einfachste Menschenseele ist der Sonne ähnlich, die man nur durch eine Trübung anschauen kann.

Durch schattige Wege schlängelte ich mich nach der, einem Wäldchen gleichenden Bambusallee, die dicht verwachsen einen hohen, dämmerigkühlen Gewölbegang bildete. Hier schritt ich hin und her, setzte mich, wandelte wieder, in körperlichem Unbehagen, in unsteten Gedanken. Der Alte hatte mich erregt und aufgewühlt, ich dachte das und jenes, ich blieb bei keinem Gedanken, kam vom Hundertsten ins Tausendste und verletzte mich an allem.

Ich saß und ging wieder hin und her.

Auf einmal blieb ich an einem durchkreuzenden Pfade stehen, unwillkürlich, und dachte: hier stand ich schon einmal, was ist da? — Richtig. Vor zwei Tagen war mir hier aufgefallen, daß immer über den Knoten des Bambusrohrs ein breiter Ring bläulichweißen Reifes lag, der zart in das Grüngelb des Rohres verlief. In diesen feinen Anhauch, hatte ich damals gedacht, müßte man heimliche Botschaft an die Liebste schreiben, nadelfein, mit einer Kolibrifeder! Da keine Kolibrifeder zu finden war, hatte ich mir ein Bambusröhrlein gespitzt und damit die Worte in den Duft gekritzelt:

Wo bist du, Liebste?

Seitdem hatte ich nicht mehr daran gedacht, nun

suchte ich das armdicke Rohr wieder und dachte, ein Liedchen hätt' ich darauf schreiben sollen, fing schon an, Verse zu machen, und murmelte:

A saudade no coração
mi é doce como o teu bejo —

dann stand ich geraume Zeit gesenkten Kopfes da und versuchte die Fassung der folgenden Verse, setzte endlich hinzu:

vivrei d'esta consolação,
de ti, e se nunca te vejo!

und suchte nun wieder das Rohr mit der Inschrift vom vorigen Mal. Ich fand sie und erschrak fast, als ich unter meinen Worten:

Wo bist du, Liebste?

in zierlicher Frauenschrift eingeritzt las:

Hier bin ich.

Ich staunte, dann lächelte ich vor Freude und das Herz schlug mir heftig wie einem Abenteuer entgegen. Meine portugiesischen Verslein paßten nun nicht, und ich sann auf eine lustige, deutsche Antwort; aber ich war vor Aufregung zu ungeschickt und brachte nichts Gescheites zusammen. Ich mußte zu sehr an die Schreiberin denken. Wer und wie mochte sie sein?

Endlich zog ich mein Dolchmesser, spitzte das feinste Bambuszweigchen scharf zu und, nachdem ich mich versichert, daß ich nicht beobachtet sei, schrieb ich einfach:

Ob dort, oder hier —
sei du bei mir!

Wieder schritt ich hin und her. Da fiel mir ein, ich könnte, solange ich noch im Park bliebe, aus einem Versteck heraus beobachten, ob jemand die Inschrift lese.

Mein Bambus stand gerade am Durchbruch eines schmäleren Weges durch die Bambusallee und war von außen zu erblicken. Ich folgte also dem Querpfad und kam so in das dunkelgrüne Gehölz, aus dem die Erythrine aufstieg. Von außen war es, als sei der blühende Riese von den kleineren Bäumen und Büschen dicht umdrängt; durchschritt man aber den grünen Hag, so war inmitten ein großer Rundplatz wie der Bezirk eines heiligen Baumes; aus dem Boden hob sich der gewaltige Stamm massig empor und zeigte klar und licht sein blütenschweres Gerüst, dessen untere Äste sich weit ausspannten und tief in das umgebende Dickicht ihre feurige Last eintauchten. Unter dem Baume stand eine Bank, von

ihr konnte ich linkshin den Pfad zurück und in die Bambusallee hineinschauen, während geradeaus durch eine Lücke im Gebüsch ein Ausblick auf den Springbrunnen und den Mittelgrund des Gartens geschaffen war.

Ich setzte mich in der eingehegten, schwülen Luft, die von der Nacht nur wenig Kühlung erfahren haben mochte, und träumte von der erwarteten Geliebten. Ich schaute nach links und sah die besonnten Bambusstämme und -zweige klar und zierlich auf dem dunklen Schattengrund sich abzeichnen und blickte geradeaus und sah den Springbrunnen aufschäumen und manchmal in dem Teegebüsch den alten Mann sich bücken und aufrichten.

Wie mag sie sein? So wie die oder jene, die mir schon gefallen hat? Kaum; sonst hätten auch die schon mich nicht mehr losgelassen! Wie mußte sie sein? — Schwarz, weiß oder rot — daran kann es nicht liegen. Ihre Augen werden mich hinnehmen, ihre Lippen mich berauschen, weil es die ihrigen sind! So wird sie sein, daß mein Auge nicht mehr schätzt und vergleicht, daß mein Gedanke nicht mehr träumt und wünscht, daß ich sie fühle und anerkenne als die einzige Macht außer mir; daß mein

Herz, mein Hirn und jede Faser meines Fleisches in demselben Zwange glüht, diesen anderswilligen Leib und Geist sich selbst zu nehmen, zu wandeln, ob zu Leben oder Tod in mein Wesen hereinzureißen, zu verzehren, aufzusaugen zum einzigen gültigen Wachstum meines Daseins! Als eine nie mehr teilbare Kraft werde ich mich fühlen!

Ihr Haar wird lockig sein und von dem weichen Braun einer alten Walnuß, und ähnlich einer Walnußschale werden die verschlungenen Zöpfe ihr Hinterhaupt umgeben — — und die Augen grau wie ein deutscher See im Mai, wenn Wolken darüber stehen und der Wind elektrisch grellen Glanz über die Wellen jagt — — — — das Haar kann auch schwarz sein und die Augen braun wie Schnupftabak; aber stark muß ihr Herz sein, daß man ihm erliegen könnte!

Meine Augen belauerten die Bambusallee, deren Blättchen und feinste Ruten sich leis in der Hitze regten. Sonst nichts. Sie kam nicht.

Ich schaute durch die Lücke des Gebüschs in den Park: mit dem reinsten Schimmer fegte die Fontäne über Büsche und Palmen empor in die blaue, flimmernde Luft. Und der Alte pflückte immer noch

Tee und bei jedem kurzen Schritte richtete er sich etwas auf und neigte sich wieder, fast unwirklich in dem stillen, glühenden Reich. Ich wandte den Blick wieder zurück zu dem Bambus. Ich glühte von Hitze, vielleicht auch von Erwartung, mein Herz klopfte hastig und unregelmäßig — und gemahnte mich an einen Telegraphen in einem leeren, sonnenheißen Eisenbahnbureau, der sich selbst überlassen drauflos hämmert.

Ich saß lange in meinen Gedanken und starrte auf denselben Fleck. Auf einmal war mir, als geschähe über meinem bestimmten Bambusrohr ein Schütteln in den Zweigen. Ich sah scharf hin: wieder eine leise Unruhe, ein Aufschrecken der Ruten und Blätter, als habe man unten an den Stamm gestoßen; nur an dieser Stelle. Nun blieb wieder alles ruhig.

Ich wurde ungeduldig. Sie kommt nicht! Vielleicht kommt sie, sobald ich weg bin, und wenn ich wiederkomme, ist Antwort da. Ich erhob mich, reckte mich und ging langsam nach der Bambusallee.

Im Vorbeischreiten blickte ich noch einmal nach der beschriebenen Stelle und starrte sie an und

starrte sie noch näher an und atmete hörbar und mein Herz schlug. Unter meinen Worten:

Ob dort, ob hier,
sei du bei mir!

stand jetzt in jenen zierlichen Zügen:

Ich bins.

Der grüne Gang war leer. Niemand war hier durchgegangen, ich hatte niemand hier stehen sehen. Und doch war sie hier und hatte geschrieben! In plötzlicher Befangenheit machte ich einen Schritt zurück und fragte unwillkürlich:

„Du bist hier? bei mir?" Meine Stimme war so tonlos, daß es mir auffiel. „Bei mir —?!" wiederholte ich seufzend, verständnislos. Und nun zuckte wie eine Erlösung ein Schrecken, ein Grauen durch mich hin, und ich sah mich sachte um, fast zaghaft, als könnte ich jemand damit verletzen. Ich drehte mich mit bangem Mute ganz herum, bis ich wieder das beschriebene Bambusrohr sah.

„Du bist hier — bei mir —?" flüsterte ich. „Freilich — ich hab's ja gesehen, wie du den Bambus zum Beschreiben faßtest und wieder losließest, daß er erschauerte. Ich sah, daß du hier bist, — wenn ich dich selbst auch noch nicht sehen

kann. Du — bist — bei mir!“ Ich konnte nicht mehr sprechen, mein Herz pochte langsam und schwer wie ein Gummihammer bis in den Hals und in die Ohren, ein stummer, wollüstiger Jubel war in mir, ein Stolz, ein Triumph, wie ihn der Auserwählte fühlen mag, der unter der Menge sich erkennt und schweigt.

„Komme!“ sagte ich endlich, zögerte noch einen Augenblick, um sie vorangehen zu lassen, und schritt dann gehalten zum Erythrinenbaum zurück, und den Platz zu meiner Rechten für sie freilassend, setzte ich mich auf die Bank. Ich rührte mich nicht, still saß ich da, vor Glück, vor Erwartung schaudernd und zugleich kleinmütig in der Ohnmacht meiner plumpen Sinne, der ich mich nur schwer ergab.

Ich wartete — ich wartete. War sie da? War sie mir gar nicht gefolgt? Habe ich sie vertrieben? Muß ich anders sein?

Da fühlte ich eine zarte Berührung an der rechten Wange, und mein ganzer Leib flatterte auf. Ich schaute nach ihrer Seite und sah, daß eine Erythrinenblüte sinkend meine Wange gestreift und nun dicht neben mir auf den Sitz fiel. Ich starrte sie an, wie sie feurig auf dem grauen Holze lag, ich beruhigte und

sammelte mich. Ich sagte zu mir: Verliere dich nicht! Laß dir nichts über den Kopf wachsen! Keine Angst! Kein Grauen! Es gibt nichts Unnatürliches! Alles Wesen ist Geist. Wenn sie da ist, wird sie sich wieder erzeigen, deutlicher, so genau, als du es verträgst —

Ich sah geradeaus und gewahrte, wie der alte, graugekleidete Mann mit dem Körbchen in der Hand langsam durch die zitternde, glastige Luft des Gartens wandelte, hinter dem schneeigen Gestiebe des Springbrunnens verschwand, auf der anderen Seite wieder zum Vorschein kam und sich dann im Gebüsche verlor. Da ward mir, als wär ich allein auf der Welt geblieben und müßte verloren gehen, ich horchte auf nach irgendeinem Vogel und war glücklich, das Kreischen eines Perequito zu hören und das Zischen des Wasserspiels durch die glühende Luft.

Ich wartete unbeweglich.

Auf einmal, mochte nun ein Hauch oben durch den Baum ziehen oder mochte es von müder Reife geschehen, auf einmal sank ein Blütenschauer von den Ästen hernieder, und es regneten in mein Haar, in den Nacken, auf Schultern und Arme, in den

Schoß, in das Gras zu meinen Füßen, wie die schweren Gluttropfen brennender Fackeln, die Erythrinenblüten. Ich schaute umher nach ihnen: der Platz rechts neben mir war leer geblieben, keine einzige war auf das Brett gefallen, während links von mir eine Handvoll verstreut lag. Ich blickte wieder nach rechts: vor und hinter der Bank leuchteten die Blüten vom Boden auf; säße nicht jemand da, so müßte auch der Sitz bedeckt sein! Ich atmete tief vor Erregung — Seligkeit — leisem Grauen. Immer noch sanken Blüten müde nieder, und nun gewahrte ich, wie sie über dem Platze zu meiner Rechten sich in der Luft nach allen Seiten trennten, wie sie nach rechts und links, nach vorn und hinten gedrängt wurden, wie einzelne langsam und stockend wie an Gewändern darniederrieselten —

Ich entriß mich dem seltsamen Banne, stand auf, trat einen Schritt vor und drehte mich um. Schon leuchteten, wo ich noch eben gesessen, vier, fünf Blüten von dem grauen Holze auf, — daneben war immer noch das Brett frei.

Ich stand ergriffen da und schaute. Und nun fühlte ich, sah ich, wie sich dort allmählich, wie aus einem zarten Rauche heraus, Schatten und Formen

zeichneten und bildeten. Ich sah mit meinen leiblichen Augen, wie ein farbloses Bild in fließendem Wasser gespiegelt, die Formen eines Kopfes und länglichen Angesichtes, feine, leicht abfallende Schultern, gleichmäßig gebogene Arme mit den ineinandergelegten Händen und wie durch graue Schleier sah ich kristallhelle Augen mich anstrahlen.

Das Herz brach mir fast vor Glück und unerträglich wachsendem Verlangen, die Hände aufhebend sank ich vor ihr nieder und, wo der Schatten ihrer Füße im Grase stand, küßte ich. Dann blickte ich auf den Kristallglanz ihrer Augen, hob die Hände flehentlich höher empor und stammelte:

„Liebste! Hilf mir! Zeige dich mir! Tritt heraus zu mir! Laß mich deine Stimme hören! Laß mich dein Herz und deinen Willen erkennen."

Sie rührte sich nicht, der kalte Glanz ihrer Augen verwandte sich nicht von mir, es ward mir, als durchbohrten mich zwei scharfe Strahle eisiger Luft, ich fror, ich fror und schrie gequält auf:

„Was willst du? — Was soll ich!" —

Mein Schrei klang mir grauenhaft wie ein Verbrechen, ihre Augen flammten weiß auf und erloschen, und ich erblickte nichts mehr von ihr.

In Frost und Verzweiflung schlotternd blieb ich auf meinen Knien und wartete, ob sie nicht wiederkäme.

Unendliche Zeit verging mir.

Dann gewahrte ich, daß wieder ein Regen der Feuerblüten herniedersank und auch ihren Platz bestreute.

Da erhob ich mich mühsam und stöhnend, verließ hoffnungslos die Bank und sputete mich, mit meinen schwachen wankenden Schritten, in die Sonne zu kommen. Wärme, Gluthitze war das einzige, was ich noch wollen konnte. Nahe beim Rauschen des Wassers legte ich mich in praller Sonne auf eine Bank, und wie ich da gleichsam das eisige Gerüst in mir langsam schmelzen fühlte, wie der kalte Schweiß auf meiner Haut trocknete und die Frostschauer in Wärme verebbten, da atmete ich auf mit unendlichen Atemzügen der Wonne, die mich zersprengen wollten; da jubelte ich in mich hinein, als wäre ich knapp dem Tode entronnen und mit dem letzten Sprung meiner Kraft am Tore der Verheißung niedergesunken. Geduld, es wird sich auftun, das Tor! Dieses Vertrauen durchwogte mich wie das neugeweckte Blut.

Wo kam sie her! Wo ist sie nun! Hab ich sie vertrieben?

War das unbegreiflich stolze Glück, das keiner jemals genossenen Wonne glich, nicht genug!? daß ich mehr verlangen und drängen mußte! Gab sie mir nicht schon mehr, als ich vor einer Stunde für möglich hielt! — War es Schwäche, daß ich ihre Augen wie Eispfeile mich durchdringen fühlte? Mußte ich sie nicht durch jenen Aufschrei des schwachen Tieres in mir schrecken und verjagen! — Welch ein klägliches Geschöpf bin ich! Hab ich nicht stets an den Weibern ein Ungenüge gehabt, waren sie mir nicht immer zu erdschwer, Mütter vom ersten Schritt an!? Und nun, wo sich mir eine aus wer weiß wie fernem Leibe entgegenstiehlt, durchschauerndes Gefühl, unirdisch starkes Licht, da bebe ich in Angst wie ein Kind vor dem Bösen Mann! Versehrt hab ich sie, zurückgeschreckt mit meinem Schrei nach Fleisch und Blut!

Aber sie wird wiederkommen! Aus der Weite hat es sie hergetrieben, hab ich sie hergezogen zu mir; denn nur in mir auf der Erde findet sie ihr Teil wie ich nur in ihr, und wenn wir uns verfehlen, so büßen wir es allezeit. Sie wird wieder-

kommen. Ich werde Geduld lernen, ich werde meine Kraft läutern von aller plumpen Schmerzhaftigkeit, ich werde ihrer Kraft standhalten und ähnlich werden!

An diesem Tage nun erwartete ich sie nicht mehr, und verwaist war mir der Garten, aber verlassen konnte ich ihn nicht. Stundenlang lag ich da, saß ich dort, ging ich auf den leeren Wegen hin und her, und erst als der Besucher mehr wurden, so daß ich ihnen nicht mehr ausweichen konnte, am späten Nachmittag wandte ich mich nach Hause.

Bald fingen die Schüler an, aus den Ferien zurückkehrend im Internat einzuziehen: ich mußte Rede stehen, Anordnungen treffen, mich mit der Haushälterin und mit dem Direktor besprechen. Mein Herz und Geist war aber so voll und entrückt, daß ich alles mit der größten Freundlichkeit und Nachgiebigkeit tat, wie man während der Arbeit mit der freien Hand seinen Hund streichelt und kraut.

So vergingen mir die Abendstunden.

Die Nacht aber verbrachte ich mit wenig Schlaf und vielem Nachsinnen und wachem Träumen. Da wurde mir offenbar, daß ich ja erst anfinge, ein

Lehrling der Liebe zu sein. Und die erste Lehre zeigte mir, daß ein schwaches, wahnerfülltes, selbstsüchtiges Herz von der Liebe Schmerz und Marter erdulden müsse. Denn die Liebe ist nicht weich, mitleidig, verzeihend, hingebend, nicht ein Feuerlein für den Herd; sie ist stolz, bezwingend, unerbittlich wie die Schönheit, wie Gott selbst, der jene gewiß nicht liebt, denen er mild und gnädig ist, und der sich noch nie seiner Lieblinge erbarmt hat. In solchen Gedanken badete ich mich wie im eisigen Morgentau der Berge für den kommenden Tag.

Als mein Frühdienst vorüber war, eilte ich durch schon sengende Glut in den Park, in den Bambusgang, unter die Erythrine, wo ich mich niederließ.

Lange wartete ich und sah und fühlte nichts von ihr und war doch ihres Kommens gewiß. Der Bambus zitterte kaum in der blauen Glut des Himmels. Die dunklen Bäume und Büsche hielten still, als dürften sie den Silberlichterschwarm, der sich auf ihnen zur Ruhe niedergelassen, nicht aufscheuchen. Unveränderlich, nur in sich selber fließend, stand die Schaumsäule des fernen Springbrunnens blendend in der Luft, verloren tönte sein Rauschen. Selten nur, wie von einem müden Fächerschlag geschoben,

drängte sich träge eine heiße Duftwelle heran und um mich zusammen, süß und lösend.

Ich sah hinaus nach dem Springbrunnen, da saß sie auf dem Marmorrande des Weihers.

Bebend stand ich auf und gehaltenen Schrittes ging ich hin. Sie war verschwunden. Ich setzte mich ihrem Platze gegenüber auf eine schattige Bank. Bald kam sie mit Blumen in der Hand zurück und setzte sich, ohne mich anzuschauen, wieder auf den Marmor. Sie war schattenhaft zart. Ein schmales Gesicht mit strengem Profil, von nußbraunem Haar umgeben; die Augen konnte ich nicht sehen. Ihr Gewand war von spinnwebfarbenem Flor, den Gürtel hielt eine einfache Schnalle von weichem, getrübtem Zinnoberrot. Gesicht und Hände waren blutlos blaß, die Gestalt groß, schlank und fein. So saß sie da; leicht und doch farbig und warm hob sie sich von der stiebenden Schaumfahne des Springbrunnens ab. Sie rührte sich nicht. Ich verwandte kein Auge von ihr. Einmal schwirrte etwas vor ihr durch die Luft, und ich sah, wie sich ein Kolibri auf die Asusennablüten in ihrer Hand setzte. Und hin- und herblitzend flog das flimmernde Vöglein mehrmals zu ihren Blumen zurück, so still war sie.

Diese Regungslosigkeit füllte mich mit Trauer über meine Torheit des vergangenen Tages und bedrückte mich. Ich trat behutsam hinüber und blieb vor ihr stehen, ob sie nicht den Blick heben würde; aber sie gab kein Zeichen. Da zwang es mich nieder auf die Knie, und meine Augen drängten zu den ihrigen. Ihr durchsichtiges Gesicht, ihre fast geschlossenen Augen rührten sich nicht. Ohne einen Laut erhob ich mich wieder und kehrte auf meine Bank zurück. Nun stand sie auf, schritt langsam an dem glühendweißen Marmorring des Weihers hin und verschwand jenseits im Gebüsch, ohne daß ich zu folgen wagte.

Ich blieb auf meinem Platze und rief mir wieder und wieder vor Augen, wie sie dasaß am Rande des Wassers, sich nicht zwingen ließ, die Augen auf mich zu richten, und mir doch soviel Glück gab. Hätte ich mehr zu ertragen vermocht? — wie sie, still und schön die Falten ihres weichfließenden Gewandes regend, langsam den Springbrunnen umschritt, wie ein Wunderwesen der Sage, und auch meinen letzten Blick mit dem unversieglichen Troste der Schönheit beschenkte.

Erst als am späteren Nachmittage die Stunde

meiner Tätigkeit im Internat herankam, entriß ich mich und ging.

Ich tat gewohnheitsmäßig meinen Dienst.

Sobald er am andern Vormittag um war, befand ich mich auf dem Wege nach dem Stadtpark.

Plötzlich wurde ich durch Nennung meines Namens aufgeschreckt. Ich schaute auf und sah Mariandel am Fenster stehen, starrte sie an und besann mich und fühlte die dörrende Glut des Tages.

„Willst du wieder vorbeilaufen?" fragte das Mädchen überrascht.

„Ich war in Gedanken", erwiderte ich.

„Und gestern warst du so in Gedanken, daß du mich nicht einmal nachrufen hörtest! — Wie siehst du aus!" rief sie plötzlich besorgt aus.

„Ich wüßte nicht. Wie denn?"

„Übernächtig! Schrecklich! Hast du durchgekneipt?

„Durchgekneipt!" murmelte ich lächelnd und sah schon wieder in Gedanken vor mich hin.

„Aber was ist dir denn? Erwin!"

„Ich schlafe schlecht."

„Schreibst du wieder Verse die Nacht durch?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Und wie kommst du daher! Siehst nichts und hörst nichts!"

Ich wurde ungeduldig und sagte:

„Ich bin in Gedanken, verzeih!" und ging hastig weiter und hörte nicht mehr auf das, was sie mir nachrief.

Ich trat durch das Parktor und blieb stehen. Mein Auge sammelte grüßend all das Wohlbekannte, die sandflimmernden Wege, das silbrigschimmernde Gras, die dunklen Gebüsche, die zerfetzten Schirme der Palmen, den endlos schäumenden Ausbruch des Wassers, den federweichen Wald des Bambus, die blühenden Riesenbäume, ich atmete die reindurch-glühte, duftschwere, schmeichelnde Luft, und plötzlich fühlte ich mein Herz befreit und froh und sicher, als käme ich in die Heimat.

Ich ging mitten durch den Garten, am Weiher vorbei, zur Bambusallee. Da schritt Mara aus der Helle des andern Endes mir langsam durch das grüne Gewölb entgegen. Solange sie ferne war, blickte sie mich an. Ich sah nur den durchdringend mächtigen Glanz ihrer Augen und sonst nichts; fast unerträglich wie zwei Sterne blitzten sie aus dem Schatten des großen Strohhutes hervor. Näher-

kommend schlug sie den Blick nieder, und nun durchrann mich der anmutvolle Fluß ihrer leichtschreitenden hohen Gestalt mit solcher Wonne, — ich hätte mich mögen zu Boden werfen, daß sie über mich wegginge. Aber ich hielt mich. Ich sprach „Grüßgott" und trat neben sie. Ohne weiteres Wort wandelten wir miteinander dahin.

Meinen Schritt nach dem ihrigen bemessen, mit der Hand die weichen Falten ihres Gewandes streifen zu können, das steile Profil ihres weißen Gesichtes, den Schatten ihrer dunklen Wimpern, die blasse Röte ihrer Lippen betrachten zu dürfen, — dieses Glück war so groß, daß mich ein Verlangen, zu sprechen, lange nicht beschlich.

Endlich fragte ich, und mein Herz klopfte bange:

„Wer bist du? — Heißest du Mara? — Wo kommst du her? — Sprich zu mir! Rate mir!"

Nun hob sie abwehrend ein wenig die Hand, wir gingen wieder stumm dahin und ich vermochte mich dem Banne ihres Willens nicht mehr zu entziehen. Konnte mir denn auch Besseres geschehen als ihre Gegenwart?! Kann die eine Liebesbezeugung beglückender sein als die andere? Sie kann eine andere sein, aber nicht inniger gemeint.

Auf einmal kam sie mir etwas voraus. Ich wollte sie einholen, zwang es aber nicht, und die Entfernung zwischen uns wuchs noch. Mara durchkreuzte den Garten, ich blieb mehr und mehr zurück, so sehr ich mich abmühte; sie schritt immer ferner vor mir, verschwand im Gebüsch, tauchte wieder auf, verschwand wieder, kam nicht mehr.

O hätte ich ihr wenigstens Lebwohl sagen, nur ihr Gewand noch einmal berühren, von ferne noch einmal in die rätselhaften Augen sehen dürfen!

Ich suchte sie im ganzen riesigen Park. Ich saß lange auf dem Marmorrand des Weihers, wo sie gestern geweilt hatte, lange Zeit unter der Erythrine, ich ging im grünen Lichte der Bambushalle und träumte; träumte von der Lösung dieses Rätsels.

Ich versäumte einen Unterricht, mit dem ich an diesem Nachmittag wieder beginnen sollte, und kehrte erst zur gewöhnlichen Stunde in das Internat zurück.

Auch in dieser Nacht brachte ich es zu keinem rechten Schlafe, meine Gedanken umkreisten unaufhörlich, im Wachen wie im Halbschlafe, das Geheimnis dieser Tage, versuchten seine Blendung zu überwinden und klar zu sehen. War meine Wonne an

dieser Schönheit nicht eine Gefahr? Durfte ich meinen Schmerz über Maras Unnachgiebigkeit in dieser Wonne vergehen lassen? War der Schmerz nicht gut und recht? Jede Liebe ist eine Liebesprobe! und die gilt es zu bestehen. Was muß ich in mir bilden und bewähren, Maras Liebe oder meine Liebe? Wenn ich mich nach ihrem Liebeswillen schmiege und biege, wie kann ich dem meinigen getreu sein? Zweier Menschen Liebe soll sein wie zwei Lindenbäume, die frei nebeneinander aufwachsen und doch nur eine einzige, ununterscheidbare Kronenkuppel bilden; lehnt aber der eine Stamm sich an den andern, so reiben sie sich im Sturme wund und verkrüppeln. Zweier Menschen Liebe sei wie ein Schwert mit zwei Schärfen; keine Schärfe darf stumpf werden der andern zuliebe, sonst können sie nicht eine Spitze bilden. Zweier Liebe sei die klare Einheit des Mannes und des Weibes von reinster Wesenheit, so daß der Mann nichts Weibisches, das Weib nichts Männisches in sich einlasse; sonst werden sie ein Wirrwarr, keine Einheit.

Der morgende Tag gehöre meinem Willen! sagte ich mir, und ein Traum, der einzige haftende von den stiebenden Halbträumen der Nacht, festigte mein

Vorhaben, obschon er im Flusse meiner gedachten Gedanken floß und nichts Überraschendes brachte.

Ich sah Mara durch eine Schneenacht meiner Heimatberge wandern. Es schienen weder Mond noch Sterne, der Schnee leuchtete nur schwach im Gegensatz des schwarzen Waldrandes; doch Maras Gestalt war hell und farbig, wie sie mir in der tropischen Sonne erschienen war. In roten Schuhen schritt sie das verschneite Flußtal herab, trat an die dunklen Häuser und schaute zum Fenster hinein: alsbald leuchteten alle Fenster des Hauses wie von hellem Lichtscheine auf und erloschen wieder, sowie das Mädchen sich weiterwandte. Unermüdlich tat sie so an jedem Hause, das nach dem Flusse sah, in jeder Ortschaft, einen weiten Weg lang. Endlich kam sie in meine Heimatstadt und an das rote Steinhaus, darin meine Mutter in Kindesnöten lag. Mara reckte sich wachsend und blickte in das Fenster, es wurde hell im Hause und immer heller, Flammen zuckten darin auf, schlugen zu allen Fenstern heraus und über dem hohen Dach zusammen. Wie eine gewaltige Feuerblume stand das Haus in der Nacht, der Flammenschein floß über den Schnee des Gartens und über das Eis des

Flusses hinüber und bestrahlte die beschneiten Häuser der jenseitigen Stadt. Von allen Türmen schlugen die Uhren nacheinander die erste Stunde; als die letzte Glocke schwieg, erlosch plötzlich die Glut des Hauses, und ich erblickte wieder Mara, die meinen Augen entschwunden war. Sie trat auf den Weg, stellte ein nacktes Knäblein neben sich in den Schnee und schritt des Weges zurück. Es hielt sich an einer Falte ihres grauen Gewandes und fußelte mit seinen armen Beinchen hurtig neben ihr her, sein schwerer Kopf schwankte nach allen Seiten, seine Augen waren fest zu und fort und fort stieß es ein klägliches Quäken aus. Auch Mara hatte die Augen geschlossen, eine stille Freude leuchtete aus ihrem Antlitz, ihr Gefühl schien weit weg zu sein von dem armen Tierlein, das an ihrer Seite in den verschneiten Wald hinaufstapfte.

Mit einem Grauen war ich aufgewacht, und nach langem Grübeln zu den Gedanken des vorigen Abends zurückgekehrt: ja, dieser Tag sollte meinem Willen gehören!

Und so ging ich am Morgen zur gewohnten Stunde nicht in den Garten, sondern in die Stadt. Ich stand zeitunglesend auf Plätzen und Kreuzwegen

und lauerte. Ich trieb mich beklommen durch die Straßen, wie hin- und hergerissen in einem glühenden Strome, ich verweilte im Café und in der Buchhandlung. Ich war aber so befangenen Geistes, daß der Kellner oder Händler, der mir das Verlangte brachte, mich jeweils aufschreckte wie aus einem Schlafe. Mein Auge sah Mara im Garten wandeln, am Brunnen rasten, neben mir auf der Bank unter der Erythrine sitzen, durchsichtig wie ein Gebilde aus Wasser, in einem Regen von Feuertropfen, und mein Herz war erfüllt von Sehnsucht, der es nicht erliegen durfte.

Um Mittag, als ich unachtend der schattenlosen Glut auf eine Brücke zuschlenderte, die das tiefe Flußtal überspannte, da inmitten des Fahrdammes, umflossen von zitternder Luft, schritt Mara einher. Der Wunsch meiner Klugheit, ihr auszuweichen, kam nicht auf gegen die übermächtige Freude. Ich ging auf sie zu. Wie schön bewegte sie sich in den nachgiebigen Falten des bräunlich-grauen Gewandes, unter dessen Saum die Spitze des roten Schuhs hervortauchte und verschwand: wie eine Blume von weichster Röte prangte die Gürtelschnalle unter ihrer Brust. Voll Glück des Wiedersehens schienen mir

ihre Augen unter dem Schatten des Hutes hervorzustrahlen. Mein Wille verging, wie eine Scham vergeht. Ihren Namen zum Gruße flüsternd, kehrte ich bei ihr um und ging an ihrer Seite meinen Weg zurück. Sie schaute geradeaus, ein kindliches Lächeln erweichte ihren bisher so ernsten Mund und ihre Lippen blühten rot in dem weißen Gesichte. Ich schritt neben ihr hin und fand mich nicht wieder. Warum reiß ich sie nicht an mich! Warum küß ich mich nicht tot an ihrem Munde!

Ja, warum habe ich das nicht getan!

Als ich einmal inne war, daß sie die belebten Straßen mied, da kam mir ein flüchtiges Besinnen, ein zorniger Schmerz meiner Schwäche, und ich lenkte in die Hauptstraße ein. Sie blieb an meiner Seite. Wenn du nicht ihren Willen tust, dann tut sie den deinigen. Weil du nicht zu ihr gingst, kam sie zu dir! Und wie ich mir vorgenommen hatte, so wollte ich jetzt versuchen, sie meinem Willen zu unterwerfen. Aber ich konnte mich in meiner zwiespältigen Erregung keines Planes entsinnen; es fiel mir nichts ein, als willkürlich hin- und herzugehen, umzukehren und stehen zu bleiben. Und eben an dieser Unfähigkeit erkannte ich, wie sehr ich in ihrem Banne war.

Ich fing an zu sprechen:

„Mara! wenn du mich prüfen willst, — gib mir eine Probe auf, die ich begreifen, um die ich mich bemühen kann! So ist es ein Spiel, das mich peinigt! — Du kennst ja mein Herz! sein Mantel ist der Stolz, aber unter dem Mantel lauert die Schwermut, manchmal richtet sie sich auf, reißt ihn herab und tritt den gesteiften Purpur in den Staub und —“ still legte Mara ihre linke Hand, die kühl war wie die Falten ihres Gewandes, auf meine Rechte, daß mein Wille in mich zurückschrak. Ich dachte: wie lächerlich, so zu sprechen! wie abgeschmackt! Wie kamst du dazu! Gut, daß sie dich unterbrach! Und sie weiß alles, sie weiß mehr von dir als du selbst! Beschämt, ohne einen Blick auf sie zu wagen, wanderte ich eine Strecke dahin.

Bald aber sträubte ich mich wieder gegen ihre Macht. Auf irgendeine Weise mußte ich sie zwingen.

An einer Straßenecke blieb ich plötzlich einen Schritt hinter ihr zurück, bog in die Seitengasse ein, schlug mich in einen Laden und beobachtete durch das Fenster, wie sie den Weg, den wir gekommen waren, suchend zurückging. Nun lief ich das Sträßlein weiter und durch eine Quergasse in

eine andere Straße, hastig, aufgeregt, fast von Sinnen.

Auf einmal sah ich ein paar Schritte vor mir Mariandel erstaunt stehen bleiben und auf mich warten. Ihre schönen, blauen Augen füllten sich mit Tränen, sie streckte mir die Hand entgegen und rief anklagend und mitleidig zugleich:

„Erwin —!"

Ich berührte flüchtig ihre Hand, flüsterte, ich habe Eile, und floh an ihr vorbei, in eine andere Straße. Mara, dachte ich, wird ja schon wissen, wo ich bin; aber bis sie hier ist, bin ich wieder anderswo. Und umherlugend sputete ich mich.

Da ging vor mir desselben Weges eine mittelgroße, schlanke Mädchengestalt, deren ungeahnter Anblick mir den Atem nahm und die Knie schwächte. In einem dunkelgrünen Tuchkleid, wie ich sie zuletzt in Deutschland gesehen, schritt sie scheinbar versonnen vor sich hin. Wie manches Mal hatte ich diesen kinderhaft schlanken, braunen Hals, diesen Knoten dunklen Haares vor mir gesehen, wie oft diesen Hut an ihrem Arm, wie jetzt, oder in der schlanken braunen Hand! Mich verlangte, ihr vertrautes Gesicht zu sehen, doch scheute ich ihren

Blick. Ich kreuzte die Straße, überholte die langsam Wandelnde, und schritt dann auch langsam ihr entgegen. „Wie fern erscheint mir das!“ dachte ich, „in Gottes Namen, ich kann ihr nicht ausweichen!“ Leise gesenkten Hauptes, wie verträumt, kam sie daher. Das dunkle Haar war wie einst tief in die Schläfen gestrichen, der zierlich geschwungene Mund hatte denselben Ausdruck stillen Leides. Weh, wie vertraut war mir jede Linie und Form dieses gütigen Antlitzes, die weichen Wangen, die großen Augen, die mich zum Glück nicht anschauten, — und wie ferne lag das! Ich konnte mich nicht vorbeistehlen; wie gering auch meine Kraft war, ich blieb stehen. Da erhob sie die ernst beseelten, dunklen Augen und streifte mich mit einem fremden Blick, sie erkannte mich nicht und schritt ungestört dahin. Ich stöhnte auf und schaute ihr nach, schüttelte in Übermächtiges ergeben den Kopf und taumelte meines Weges weiter.

Ich dachte aber nicht nach über diese unbegreifliche Begegnung; alsbald war sie wie die mit Mariandel aus meinem Bewußtsein weggewischt, und ich fragte mich nach Mara. Wo war sie, wo suchte sie mich? Was wird sie tun? Kreuz und quer lief

ich und indem ich ihr zu entgehen suchte, hoffte ich sie zu finden.

Endlich fühlte ich mich müde, verlangte nach einem Ruheplätzchen, wo ich in der Stille von ihr träumen und nach der kläglichen Wirrheit dieses Zusammenseins sie und mich selbst zu verstehen suchen könnte. Ich wandte mich wieder zur Hauptstraße; da wußte ich in einem großen Erfrischungshaus einen stillen Palmensaal mit Marmorwänden und Brunnen.

Als ich vor dem Hause ankam, kauerte eine grauverhüllte Gestalt auf den Stufen. Erschüttert blieb ich stehen. Den Hut auf den Rücken geschoben, saß sie nach vorn zusammengekrümmt da. Den Kopf, vom grauen Gewande bedeckt, lehnte sie gegen den aufgestützten rechten Arm, dessen Hand sich über den Nacken bog und unbegreiflich weiß und fein aus dem trüben Faltengewirr herausschimmerte; die linke Hand aber streckte sie unter dem rechten Arme hindurch, heischend mir entgegen. Es war, als sei eine Bettlerin erschöpft hier zusammengebrochen und vergesse auch im Schlaf ihre Not nicht. Ich stand und dachte: nimm sie auf die Arme! trage sie fort! Aber das wollte ihre Hand nicht.

„Mein Herz soll ich dir hinlegen?“ flüsterte ich ihr zu. „In dein Herz kann ich mein Herz legen, in deine Hand nicht!“ Ich riß mich vorbei, in den Palmensaal und setzte mich in die dunkelste Ecke.

Mara kam mir nicht nach.

Ich bestellte mir einen Sorbet. Aber wie mich das ruhelose Umhertreiben in der Mittagsglut nicht erhitzt hatte, so fröstelte mich jetzt die Kühle der Marmorwände an und der Sorbet durchschauerte mich so eisig, daß ich ihn kaum berührte. Doch wagte ich nicht, wieder zu gehen. Noch einmal konnte ich nicht an der Gestalt auf der Treppe vorbei. Ich saß gequält und sah wider meinen Willen in das Springbrünnlein, dessen ewiges Kugelspiel und Plätschern mich peinigte. So war ich gefangen. Wäre sie hereingetreten, zu ihren Füßen würde es mich hingeworfen haben! und das war auch mein einziges Verlangen.

Wogegen wehrte ich mich denn? Wehrt man sich gegen die Liebe? Ist das nicht Wahnsinn?!

Als meine Zeit um war, zwang ich mich empor und trat tiefbeschämt und bang hinaus. Sie war nicht mehr da. Ich staunte den Fleck an, wo sie gesessen, dann eilte ich trostlos nach Hause.

Der Abend verging und meine Arbeit mit ihm. Die Knaben gingen zu Bett, Donna Leocadia verschwand in ihrem Gehäuse, ihr Riegel schnappte vor, wie ein Flintenschuß schnappt, ich lächelte nicht einmal. Aus dem Schlafsaal klangen noch Stimmen herüber; ich wies sie nicht zur Ruhe.

Ich war so wach, wie am Morgen kaum; wozu sollte ich mich legen! Nachdem ich das Licht ausgedreht, setzte ich mich im großen Arbeitszimmer, dessen Fenster und Türe nach dem Hofe noch offen standen, in der Ecke auf ein Kinderbänkchen und überließ mich meinen Gedanken.

Wo war ich? Saß ich hier und sah den ersten Streifen Mondlichts über den Fußboden fließen? Wandelte ich im Park? Schlenderte ich in der Stadt umher? Schlug mein Herz in mir, so leise? Schlug es nicht irgendwo her weit aus der Ferne, die hinter mir lag? War nicht in meiner Brust eine schmachtende Leere, eine schmerzhaft bange? O — ich hatte gewähnt, Mara strecke die Hand nach meinem Herzen aus, und ich müßte es wahren: lag es denn nicht in ihrer hohlen Hand, wesenlos, ein Schatten, ein Stäubchen!? Der Wind mag es wegblasen und verweht haben —

Und wo ist sie? Wo muß ich sie jetzt suchen, da ich nicht von ihr träumen kann?

Das Mondlicht kam breit durch die Fenster und schob die Schatten des Tisches und der Stühle langsam und lautlos durch das Zimmer. Mäuslein huschten aus den Ritzen und nach Krumen suchend im Licht und Schatten unter dem Tisch herum, manchmal schimmerten ihre Pelze wie weiche Seide und ihre Äuglein blitzten wie schwarze Diamanten. Sie schossen durcheinander, sie pfiffen, stellten sich auf die Hinterbeine, ließen sichs wohl sein. Plötzlich stoben sie auseinander und waren verschwunden. Vom Hofe herein durch die Tür eilte mit aufklopfenden Krallen eine große Ratte, den Schwanz wie etwas Lebloses hinterdreinschleifend. Sie fuhr hin und her, ihre gierigen Augen glänzten wie schwarze Glasperlen, schließlich überschritt sie die Türschwelle zum Durchgang und blieb hart daran so sitzen, daß sie nicht mehr zu sehen war; nur der nackte Schwanz lag wie eine verlorene Schnur über der Schwelle. Ich rührte mich nicht, sah weg und vergaß sie.

Ich starrte in das Mondlicht am Boden und dachte immer dasselbe. So ratlos war ich nie, so

sehnsuchtgequält war ich nie, so unselig war ich nie.

Als ich wieder aufschaute, stand Mara unter der Tür und hielt den Glanz ihrer Augen auf mich gerichtet. Mir war, als sänke alles menschliche Ungenügen von mir. Ich fühlte weiter kein Verlangen, so erlösend war ihre Erscheinung. Wäre sie die Nacht durch dort stehen geblieben, ich würde in ihrem Anblick stille gehalten haben.

Bald glitt sie weiter, hielt in der mir entgegengesetzten Ecke und schaute mich seltsam gesenkten Hauptes an. Ich verstand sie nicht und blieb still. Sie kam an der Wand durch die ganze Länge des Zimmers her; nur der Saum ihres Gewandes und die roten Schuhspitzen leuchteten im Mondlicht. Nun hielt sie vor mir und sah auf mich nieder. Mein Blick vermied den ihrigen; denn mein Wille zitterte schwer wie ein Regentropfen, der von der Spitze eines Blattes absinken will. O sprich ein Wort! dachte ich inbrünstig; gib mir ein Zeichen, hilf mir! Sie blieb stumm. Da faßte ich mich und schaute auf zu ihr und bestand ihren Blick und gab nicht nach. Endlich wandte sie das Auge schmerzlich ab, schüttelte das Haupt, kehrte langsam um und ging an den Fenstern vorbei, bald vom blauen Licht

umschimmert, bald aus dem Schatten leuchtend, hinaus.

Ich saß geraume Weile entsetzt da, blickte leer in die Luft und dachte: das ist das Ende! — das Ende!

Dann fühlte ich plötzlich mein Herz so hart und schmerzhaft klopfen, wie wenn eine Faust sich an einem Tore verzweifelt blutig schlägt: ich sprang auf und ihr nach. Sie zog schon weit vorne schattengleich durch die Straße. In gemessener Entfernung gedachte ich ihr nachzugehen; denn sofort kam mir wieder der Wille, ihr Rätsel zu lösen.

Sie durchschritt scheinbar ziellos verschiedene Straßen, die von den nächtlichen Kehrichtfeuern qualmten, dann lenkte sie zur Stadt hinaus in der Richtung zum Park. Ich dachte: sie weiß, daß du ihr folgst, und will sich nicht verraten. Und das freute mich wie eine neue Gemeinschaft.

Ich fand das Parktor, durch das sie schon eingetreten war, nur angelehnt. Ich konnte sie nicht erblicken in der silbernen Dämmerung des schattenreichen Gartens. Hastig lief ich über Rasen und Beete auf den Springbrunnen zu, der mit gewaltigem Brausen die stille Luft erfüllte und schwer wie Silber in den schwarzen Weiher niederprasselte.

Sie war nicht hier.

Von einer Beklemmung gejagt, umeilte ich den Weiher und suchte an der Erythrine. Hier scheuchte mein Schritt sie auf, sie floh nach der Bambus-allee, wie ein grauer Falter, und durch die Nacht des Gewölbes immer voran. Ich konnte sie nicht einholen, und als wir wieder am hellen Mondlicht waren, da sank ich von rasender Angst entkräftet zusammen und schrie voll Verzweiflung:

„Mara!"

Da hielt sie inne, wandte sich um und die hohl zusammengeschobenen Hände vor die Brust haltend, als trüge sie etwas, schritt sie zögernd näher. Ihre Augen leuchteten in weichem Perlenglanze und regten sich ängstlich. Als sie vor mir stand, fühlte ich mir süß die Kraft wiederkommen, ich küßte Maras Schatten im Grase und stand stöhnend auf. Da sah ich es in ihren Händen purpurn glühen wie Wein und wußte sofort, das es mein Herz sei. Ich griff danach. Sie wich zurück und entglitt mir.

„Gib!" schrie ich in entsetzlicher Not, „gib!"

Aber sie floh. Da riß ich mein Messer aus der Scheide und warf es nach ihr, mit letzter Kraft; es flirrte silbern durch das Mondlicht und fuhr ihr in den

Rücken. Während ich sie sinken sah, stürzte ich zusammen; die Sinne vergingen mir.

In einem fremden Zimmer kam ich wieder zu mir. Früh morgens den Park abgehend hatte der Obergärtner mein Dolchmesser, das im Boden stak, und weiterhin mich gefunden und, da ich nicht aufzuwecken war, ins Haus und zu Bette bringen lassen. Zwei Tage und Nächte war ich in schwerem Schlafe gelegen, nun mußte man mich gewaltsam vom Aufstehen zurückhalten und mich zwingen, etwas zu mir zu nehmen und mich pflegen zu lassen. Mit den gesteiften Armen mich stützend, saß ich hochaufgerichtet im Bett und schaute mit großen, unruhigen Augen in die Parkbäume hinaus, bis ich erschöpft wieder zusammensank und einschlief.

E n d e

Druck von W. Drugulin in Leipzig

